G. A. e. fol 499.
G. 1348e
LD 1696
1

Nachgelassene Schriften

von

Anselm Feuerbach.

In vier Bänden.

Erster Band.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Fr. Vieweg und Sohn.
1853.



Druck v. Serz & Cie. Nürnberg.

Anselm Feuerbach.

Anselm Feuerbach's

Leben, Briefe und Gedichte.

Herausgegeben

von

Henriette Feuerbach.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Mit dem Portrait Anselm Feuerbach's in Stahlstich.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Fr. Vieweg und Sohn.

1853.

„Des Menschen Schicksal ist sein Gemüth."

Es ist mir bei dem Beginnen dieser Blätter, als wäre mit den einfachen Worten des Dichters schon genug gesagt, wenn das Gefühl nur ihren Tiefsinn auszuschöpfen vermöchte. Und doch, um die Todten dem Andenken der Welt lebendig zu erhalten, reichen Gefühle nicht aus, sie sind nur die stumme Augensprache des Geistes; dazu bedarf man der Gedanken und des lebendig erläuternden Wortes.

So muß es wohl hinabgestiegen sein in den tiefen Schacht, zu dem eigentlichen Lebensbilde, dessen Wiederschein nur uns aus den äußeren Schicksalen entgegentritt. Es gilt hier im Geiste mit zu leben und mit zu sterben, ganz in des Andern Sinn und Wesen sich zu versenken, nichts Eigenes zurück zu behalten, als das Gewissen, die Stimme, welche allein würdig ist, das Wort zu führen, und das liebeskräftige Gemüth, das nicht matt wird zu suchen, und sich nicht fürchtet vor den Gespenstern der Tiefe. Wenn die Lebenserzählung eine menschliche Nachahmung dessen ist, was unser Glaube in Demuth von der göttlichen Liebe hofft, eine geistige Auferweckung, so muß auch der menschlichen Liebe die Macht gegeben sein, dieses Wunder des Glaubens in menschlicher Weise für die Welt zu vollenden.

Dies zur Rechtfertigung, wenn eine ungeübte Feder an ein Werk sich wagt, welches eines höhern Geistes würdig wäre. Der Schmerz aber thut Wunder oft auch an dem einfältigen Gemüth

und wer in Schmerzen geweiht ist, dem kann Niemand seine Krone nehmen. So möge denn die Kraft des Herzens dem Verstande Flügel leihen und der Seele Muth und Stille in dem Andenken des entschlafenen Freundes.

Er hat sein schweres Werk vollendet; das Leben war ihm eine harte Gefangenschaft; die Fesseln haben seine Seele wundgerieben, im ohnmächtigen Kampfe um die Freiheit, die nur der Todesengel ihm bringen konnte. Und dennoch war er geboren, um auf dem Gipfel des Lebens die reinste Luft zu athmen und seine höchsten Güter hinzunehmen. Trauriger Zwiespalt des Genius mit dem Schicksal! Wie Viele der Edelsten sind ihm schon zum Opfer gefallen, die, das Leben sich unterthan zu machen, zu wenig trotzende Kraft, ihm aber sich unterzuordnen, zu viel begehrendes Selbstbewußtsein besaßen!

Feuerbach war eine Natur in der Fülle dessen, was menschlich schön, groß, edel und glänzend ist, mit allen Anlagen zu einer überreichen Individualität an Allseitigkeit und Tiefe. Geist, Gemüth, Fantasie, scharfsinnige Urtheilskraft, Humor und Witz bei der reinsten Gesinnung, und diesen ganzen Reichthum von dem Feuer einer hohen Poesie entzündet, welcher Andere hatte in das Dasein tretend ein größeres Recht, die Welt sein eigen zu nennen? Zu Allem, was sich im Kreise des Lebens und der Natur bewegt, bot ihm sein poetisches Verständniß wenigstens auf einer Seite einen Schlüssel. Er besaß das ächte Vorrecht des Dichters, den divinatorischen und prophetischen Geist, welcher seine eigenthümlich kurzen, oft in feine Ironie gehüllten Urtheile wie Orakelsprüche erklingen ließ. Dem vollen Flusse seiner Rede konnte Niemand widerstehen; das war ihm wohl bewußt. In seiner Bibel hatte er, Gott weiß mit welch schmerzlicher Resignation, in der letzten Krankheitszeit die Worte bezeichnet:

„Wenn ich schweige, werden sie auf mich harren, wenn ich rede, werden sie aufmerken, wenn ich fortrede, werden sie die Hände auf ihren Mund legen.“ Buch der Weisheit, C. 8, V. 12.

Auch die Wissenschaft verklärte sich in ihm zur Kunst und der

gelehrtesten Forschung wußte er den Reiz des lebensvollen Künstlerwerkes zu verleihen. Es war so natürlich, daß die Schönheit der Antike seinem Sinne zu eigen werden mußte; in ihr fand er, was er selbst in sich als verborgenen Schatz herbergte; sie wurde das Organ seines poetischen Gefühls, welches durch Natur und äußerliche Verhältnisse nach innen gedrängt, nicht als ausschließendes Kunsttalent durch wirkliche Dichterwerke an das Licht zu treten vermochte. So erschien die Poesie in dem geschiedenen Freunde nicht eigentlich als schöpferisches Genie, wohl aber war sie eine lebendige Seele in ihm geworden, welche, den ganzen innern Menschen überfluthend, sich seines Wesens bemächtigte. In ihrem Lichte sah er die Wirklichkeit in ganz eigenthümlichen Beziehungen, bald mit strahlender Glorie verklärt, noch öfter aber von tragischen Schatten verdüstert. Das große Trauerspiel, das er gedichtet, das war sein Leben. Ja wohl, er hat es gedichtet und nicht gelebt. Wer ihn kannte, der mußte begreifen, mit welcher Wahrheit Göthe seinen Tasso geschildert hat. Eine Dichternatur, in ihrem Glanze, ihrer Lieblichkeit, und in ihrem unabwendbaren, unheilbaren Unglück.

Auch unser Freund ist diesem traurigen Schicksale verfallen. Die Prosa hat sich grausam an ihm gerächt. Neben den herrlichen Gütern, die anzutasten sie keine Macht besaß, hat sie ihm die Gabe entzogen, welche man Talent zu leben, Lebenskunst nennen möchte. Die Organe, welche das Leben ergreifen, den Inhalt des Geistes mit ihm verbinden sollen, kehrten sich nach innen, und statt zu schaffen, bekämpften und zerstörten sie in unnatürlicher Zwietracht sich selbst und zogen eine düstere Wolke über den Schatz, der auf dem tiefsten Grunde wohnte.

Zwei Mächte waren in ihm wirksam. Eine, die ihn emportrug, die andere, die ihn gewaltsam zurückhielt. Die erste war die Kraft des innerlichen Wesens in That und Wahrheit; die zweite, eine geheimnißvolle, fast dämonische Gewalt, der ich keinen Namen zu geben weiß; eine unsichtbare Kette vielleicht in den Vermittlungsgliedern des geistigen Organismus, ein zu fest gezogenes Band, an dem sein Leben krankte, und welches den Geist, anstatt ihn frei

walten zu lassen, in einen Abgrund von dunkler Schwermuth, von Zweifeln, Angst und Qual versenkte und in Sehnsucht verzehrte. Nicht ein Ideal außer sich war es, nach welchem er so schmerzlich verlangte; er war sich mit vollem Gefühlsrechte der eigenen Idealität bewußt; aber er stand in sich selber wie vor einem gefeiten Schatze und wußte die Zauberformel nicht, die ihn erlösen sollte.

Ein getreues Bild dieses schmerzhaften Gemüthskampfes war auch sein äußeres Leben. Das schönste Erdenglück lag ihm stets so nahe, er hatte es vor Augen, doch wie selten und wie kurz gönnte ihm das Schicksal den Schlüssel, die goldene Pforte aufzuschließen! Aus diesem Zwiespalt sich zu retten, gleichsam zur Rache an sich selbst und dem Leben, war die Waffe der Satyre nur eine trügliche Aushülfe; denn der tiefe Schmerz, mit welchem die Ironie spielte, zehrte nichts desto weniger an dem innersten Lebensmark. Nur in den Momenten einer übermächtigen poetischen Erhebung verschwand jedes äußere und innere Hemmniß und der Strom der Begeisterung hob ihn triumphirend über sich selbst empor.

Doch diese Momente, welche in seinen jüngeren Jahren ihn getragen hatten, wurden seltener, je mehr die, von Kindheit an vorhandene Reizbarkeit des Blutes und der Nerven, Vorbote der traurigsten aller Krankheiten, zunahm, die dunkle Hülle verdichtend, welche diesen glänzenden Geist vor den Augen der Welt verdeckte. In der Unfähigkeit, das zu scheinen, was er wirklich war, trug das Gefühl des Mißtrauens, welches er gegen seine eigene Kraft empfand, nicht selten sich auf Andere über und drängte ihn, sich in sich selbst und seine trübe Stimmung immer enger abzuschließen.

So befestigten sich die Bande, die den Genius gefangen hielten, mehr und mehr und steigerten sich zu martervollen Kämpfen. Wie Prometheus am Felsen, vom Adler zerfleischt, so fühlte er sich von Seelen- und Körperkrankheit gefesselt und der Gram nagte an seinem Herzen. Doch hat die dunkle Gewalt, welche seinem lichten Tage die düstre Nachtseite unterschob, ihn nur elend machen, nichts aber von seinem ächten Gehalt ihm rauben können. Durch alle

Qualen hindurch blieb ihm Eins treu und bewußt, die Idee seines Lebens, die Poesie der Schönheit, welche die Seele seines Denkens, Fühlens, Wollens, seiner Wissenschaft und seiner Kunst war. Sie hat sein Leben vergeistigt und sein Sterben versöhnt. In ihrem Lichte mögen die nachfolgenden Blätter, welche den Abriß seines Lebens enthalten, als Opfergabe der Liebe freundlich über seinem Grabe ruhen.

Die Nacht vor seinem Tode träumte seine Tochter während eines kurzen Schlummers von zwei Lorbeerzweigen, die an beiden Seiten des Bettes aufstiegen und, als sie die Hand hob, sie wegzustreifen, gegen einander sich neigten, zum Kranze auf des sterbenden Vaters Haupt. Mit diesem lieben Kranze geschmückt möge das Bild des theuren Geschiedenen seinen zurückgebliebenen Freunden erscheinen und in ihrem Andenken fortleben.

In Jena, dem Orte, von welchem aus die Werke seines Geistes jetzt in das Leben treten sollen, wurde Joseph Anselm Feuerbach den 9. September 1798 geboren. Sein Vater begann damals als jugendlicher Lehrer des Rechtes an der dortigen Universität die glänzende Laufbahn, welche sein Andenken für alle Zeiten der Geschichte anheim gegeben hat. Die Mutter, Wilhelmine Tröster aus Dornburg bei Jena, lebt noch, um jetzt, als 77jährige Frau nach dem Verluste des Gatten und zweier geliebten Söhne auch den ihres ältesten Sohnes zu beweinen.

Die ersten Jugendjahre des Knaben Anselm waren ein Wanderleben. Jena, Kiel, Landshut, München ist der Schauplatz seiner Kindheit. Doch sind aus jener Zeit nur wenige Anhaltspunkte für die Geschichte seines Lebens erhalten worden. Was sonst in gemüthlicher Pietät von Kind zu Kindeskind als lebendiges Familienarchiv liebevoll sich überliefert, wurde hier dem Gedächtniß fast spurlos verwischt. Solch zarte Bilder paßten nicht in die Kämpfe einer tragisch bewegten Zeit und eines tragisch bewegten Familienschicksals, wie es nur solche Häupter treffen mag, welche, auf der Spitze des Lebens, all' seinen Stürmen unmittelbar ausgesetzt sind. Doch bewahrte der geschiedene Freund selbst manch' liebliche und schaurige Erinnerung aus dem kindischen Mährchenschatze seiner Fantasie, die schon damals den kleinen Menschen gefangen hielt, wie sie auch später den Jüngling und gereiften Mann nicht frei geben wollte.

An dem Ufer der Nordsee saß das Kind und die gewaltigen Wogen offenbarten ihm die Geheimnisse der Tiefe. Es träumte von Riesen und geflügelten Ungeheuern, wenn die weißen Segel auf- und untertauchten, und sammelte dabei sorgsam die bunten Steinchen und Muscheln ein, welche das Meer ihm so freundlich und zutraulich vor die Füße legte.

Später, als die Fantasie neben der reinen Naturanschauung schon an Ideen und Ueberlieferungen sich festknüpfte — es war in Landshut — da steht der Knabe in der Abenddämmerung am Fenster und betrachtet die Spitze des Domes. Eine große schwarze Hand kommt aus den Wolken und der Zeigefinger klopft an den Himmel; der soll sich aufthun und das jüngste Gericht mit Blitz und Donner und Posaunenschall auf die Erde niederfahren. Wochenlang wartet der Kleine so jeden Abend. Auch das Fegefeuer machte ihm viel zu leiden. Viele Monate quälte er sich mit Furcht und Bangen um die gequälten Seelen und die Flammen auf einem gemalten Bildchen zehrten an dem armen kleinen Herzen.

Anders war es in München. Da trat die Poesie ihm schon von außen entgegen und er ward sich ihrer bewußt. Hier ein kleines, minder tragisches Beispiel:

Die Jungfrau von Orleans wurde zum ersten Mal auf der Münchener Bühne gegeben. Tags darauf war Gesellschaft im Feuerbach'schen Hause. Der Knabe, unbeachtet und von muthwilligen Gästen geneckt, trank mehr rothen Wein, als ihm gut war. Als dieser die gewöhnliche Wirkung übte, declamirte der neunjährige Junge in dem Tone und vollen Pathos des Schauspielers von gestern, zum Erstaunen der Eltern und Gäste Talbots Todesworte:

„So strömet hin, ihr Bäche meines Blutes."

Anselm verrieth frühzeitig bedeutende Talente und ging mit besonderer Leichtigkeit von den Gegenständen des gewöhnlichen Elementarunterrichtes zu einem gründlichen Studium der alten Sprachen über. Während des Aufenthaltes in München vom Jahre 1806 — 1814 besuchte er theilweise das damals sehr berühmte Holländische Institut, in welchem Unterricht und Erziehung auf

eine glückliche Weise ohne alle Pedanterie vereinigt wurden, und wo der Knabe Gelegenheit fand, nicht nur in den strengen Wissenschaften, sondern auch in allen Künsten, welche das Leben freundlich machen und veredeln, sich unter der Aufsicht von Lehrern zu bilden, die selbst in ihrem Fache Meister waren. Hier wurde zuerst Anselm's tiefer Sinn für die Musik geweckt; er erlernte das Piano und die Harfe, und ergab sich zugleich mit Leidenschaft der Zeichenkunst.

Außer diesem Institute verdankte Anselm einen großen Theil seiner Bildung dem Freunde seines Vaters, Thiersch. Dieser, damals selbst noch ein junger Mann, hatte nicht sobald den hoffnungsvollen Knaben kennen gelernt, als er auch das lebhafteste Interesse für ihn empfand und sich selbst die Aufgabe setzte, ihn in das tiefere Verständniß der griechischen Sprache einzuführen. Auch scheint es fast, als hätte Thiersch den seltsam verschlossenen, zuweilen störrigen und dennoch so weichen Knaben besser zu lenken gewußt, als es der strengen und doch unzureichenden Zucht im elterlichen Hause gelang, wo der Vater von Staatssorgen, die Mutter von der Pflege der jüngeren Geschwister nur zu sehr in Anspruch genommen war. Der eigenthümliche Verein von heftiger Leidenschaftlichkeit, glühender Fantasie und einem, bis zur Kränklichkeit weichen Gemüth des Knaben scheint schon damals zu traurigen Verwicklungen geführt zu haben. Es war von einem Vergiftungsversuch die Rede, welchen er in einem Anfalle von kindischem Trotz an sich selbst versucht haben soll, ein andermal von einer Flucht aus dem väterlichen Hause, in welches ihn sein Freund und Lehrer versöhnend zurückführte.

Von solchen Stürmen erholte er sich dann wieder an dem guten Vater Homer, und bis an sein Lebensende hat er die damals gebrauchte Ausgabe und die Flaxmann'schen Contouren zur Odyssee liebevoll und heilig aufbewahrt.

„Durch dieses Studium vorzüglich," erzählt Friedrich Feuerbach von seinem Bruder Anselm, „wurde der erste Funke der Begeisterung für die künstlerische Darstellung der Hauptmomente

und Hauptgestalten der homerischen Welt, überhaupt für die noch erhaltenen Meisterwerke der hellenischen Bau- und Bildhauerkunst in ihm geweckt. Homer und die griechischen Tragiker waren die Welt, in welcher er, noch an der Grenze des Knaben- und Jünglingsalters stehend, lebte und webte. In dieser Periode machte er sogar schon manche Probleme der griechischen, ja selbst der ägyptischen Archäologie zu Gegenständen seiner Forschung und überraschte selbst Männer von Fach durch seine, wenn auch nicht immer stichhaltigen, doch stets sinnreichen und genialen Auslegungen.

„Im Jahre 1814 kam der Vater von München nach Bamberg in der Eigenschaft eines Vice-Präsidenten des Appellationsgerichtes. Hier trat Anselm in das Gymnasium ein. Aus dem abgemessenen Leben des Institutes, aus der nüchternen, prosaischen Gegend Münchens, sah er sich in das freundliche Bamberg mit seinen vielen Denkmälern aus dem romantischen Mittelalter, mit seiner reizenden Umgebung, mitten unter das heitere, ungebundene Gymnasiasten- oder Studentenleben (wie dort der Ausdruck ist) versetzt. Kurz war der Aufenthalt in Bamberg, aber jedenfalls für sein ganzes Leben höchst einflußreich. Dort fand sein Sinn für Naturschönheit, sein poetisches Gemüth die reichste Nahrung. Schon unsre Wohnung, der sogenannte Hutten'sche Hof, mit der Aussicht auf den Dom und die Ruine Altenburg, mit seinem großen, damals verwilderten, aber um so romantischeren Garten war ganz geeignet, eine poetische Stimmung zu wecken und zu unterhalten. Von seinen häufigen Wanderungen, die sich bis Muggendorf und weiter erstreckten, brachte er immer eine reiche Ausbeute von skizzirten Landschaften und Gedichten mit, die er im Schatten verfallener Ritterburgen entworfen hatte. In Bamberg legte er auch schon eine öffentliche Probe von seiner dichterischen Anlage ab, als er den vom französischen Feldzuge zurückkehrenden Kronprinzen im Namen der studirenden Jugend zu bewillkommnen hatte, sowie eine Probe seines declamatorischen Talentes bei den Schlußfeierlichkeiten des Schuljahres. Bei der letzten Gelegenheit zeichnete er sich so aus, daß, wie mir unsre Mutter selbst versicherte, seine Lei-

stung noch nach mehreren Jahren in dem Andenken der Bamberger fortlebte. Anselm war der Stolz des Bamberger Gymnasiums; mehrere bedeutende Männer suchten selbst seinen Umgang, unter diesen auch Wetzel, Redacteur des vielgelesenen fränkischen Merkurs und Verfasser vieler noch jetzt beliebter Gedichte. Mit dem genialen Buch- und Kunsthändler Kunst, später unter dem Namen Funk als Schriftsteller rühmlich bekannt, kam er ebenfalls in Berührung. Durch diesen bewogen, übernahm er einmal mit übermäßigem Beifall die Rolle des schwedischen Hauptmanns im Wallenstein, der damals von einem Verein von Kunstfreunden auf dem Stadttheater aufgeführt wurde."

In dieser, an jugendlicher Poesie so reichen Zeit griff zum ersten Mal ein tragisch-geschichtliches Ereigniß in der nächsten Nähe an seine Seele. Der junge Anselm ging zufällig dem Hause vorüber, aus dessen Fenster der napoleonische General Berthier gestürzt war oder sich gestürzt hatte, als die Russen in Bamberg einrückten. Es war der 1. Juni 1815. Er sah den furchtbar zerschmetterten Leichnam auf dem Pflaster liegen, während die russische Feldmusik die Straße entlang tönte. Dieser Eindruck hatte sein Gemüth mächtig getroffen, sowie die Periode der großartigen kriegerischen Bewegungen überhaupt ihm einen lebendigen Blick in die allgemeine Staaten- und Völkergeschichte öffnete.

Der Aufenthalt in Bamberg war ein durchaus glücklicher und fruchtbringender für unsern Freund. Er zählte ihn unter seine liebsten und süßesten Jugenderinnerungen. Auch der Vater sah mit zärtlichem Stolze auf die Entwicklung so viel schöner Anlagen, die zu einer seltenen Reinheit und Reife des Urtheils und Geschmacks sich mehr und mehr läuterten.

„Als ein besonders günstiges Zeugniß für Anselm," schreibt der Vater an seine Freundin, die Gräfin Elisa von der Recke, „muß ich anführen, daß er, wenn ich, um ihn zu prüfen, von den neuesten Albernheiten Dieses oder Jenes ihm vorlas, oder ihn selbst lesen ließ, mich entweder mit Lachen unterbrach, oder mit einem fast immer treffenden Urtheil, nicht allein über die Schlechtigkeit, sondern

selbst über die Ursache der Schlechtigkeit bis zur Verwunderung überraschte."

Aus den Jahren 1815—1816 sind die frühesten schriftlichen Andenken unseres Freundes übrig. Unter Anderem ein Brief an seinen auf einer Reise begriffenen Vater vom 10. Mai 1816, der, als erstes schriftliches Document, ohne Abkürzung hier folgen soll.

„Guter Vater!

„Herzlich freuten wir uns Alle auf Deine Ankunft, als die Mutter, durch die Nachricht, daß Du so bald noch nicht im Kreise Deiner Kinder sein würdest, die Erwartungen des Wiedersehens auf längere Zeit hinausschob. Ach, wärst Du doch bei uns, bester Vater! Wir haben Dir so mancherlei zu sagen, Dich so vieles zu fragen. O wie viel fehlt uns, wenn Deine Gegenwart uns fehlt. In Deinem letzten Briefe hast Du verworrene Besorgnisse, die uns unruhig machen, nicht gelöst. Bist Du gesund? Sind Deine verdrießlichen Geschäfte nach Deinem Wunsche entschieden? Wir rathen auf Tausenderlei, wählen meistens das Schlimme und das Gute wird durch die schwankende Ungewißheit auf die ängstliche Seite der bangen Erwartung abgelenkt. Schreibe uns bald und reiße uns aus diesen peinlichen Zweifeln.

„Herr von Hornthal ersuchte mich, einige von meinen poetischen Versuchen in dem zweiten Bande der Frühlingsblüthen herauszugeben. Geradezu abschlagen konnte ich den Antrag nicht; ich gab ihm also zu verstehen, daß ich erst Deine Einwilligung haben müßte. Ich hoffe, lieber Vater, daß Du durch Deinen Entschluß den meinigen bestätigst. Gieb mir die Vollmacht, dieses Anerbieten, welches keineswegs meinen Wünschen entspricht, auszuschlagen.

„Ich trat bei der öffentlichen Declamation mit zwei von meinen Versuchen auf. Mit einem passenden Prolog und einem Fragmente: „Marius auf den Trümmern von Karthago." Der allgemeine tumultuarische Beifall wurde durch die lebhafte Aeußerung der Theilnahme des Friedrich Richter noch erhöht, der eben in Bamberg angekommen war. Die sämmtlichen Herren Professoren

haben mir für das Ende des Schuljahres eine ganz besondere Auszeichnung (wie sie sich ausdrücken) zugedacht.

„Glaube ja nicht, lieber Vater, daß mich dieser unverdiente Beifall zu Stolz und Eigendünkel, oder gar zu der Einbildung, als sei ich zum Dichter bestimmt, verleitete. Ich fühle nur zu sehr, wie viel mir noch fehlt und wie sehr ich mich bemühen muß, durch gründliches Studium die Fehler, welche aus Neigung entsprangen, zu ersetzen. Meine ernste Weigerung, jetzt schon öffentlich aufzutreten, wird Dir gewiß einen kleinen Beweis geben, wie wenig ich auf meine Versuche baue, worin ich täglich mehr Mängel entdecke. Gehäufte Antithesen, erborgte Anlage und holperichte Verse überweisen mich deutlich von dem Wenigen, was gethan ist, von dem Vielen, was zu thun bleibt.

„Ich schließe mit den herzlichsten Grüßen, lieber Vater. Auch meine Mutter, Brüder und Schwestern grüßen Dich vielmals.

Dein gehorsamer Sohn
Anselm."

Aus dem poetischen Tagebuche.

Lied am 18. October.

Von des Tempels heil'gen Stufen
Dröhnt der laute Glockenschlag;
Seine Jubeltöne rufen
Aus der Nacht den Freudentag.

Krieger seh' ich fröhlich wallen,
Aber nicht zum Waffendrang;
Ihre Schlachtenhörner schallen
In der Eintracht Siegsgesang.

Ihre freien Fahnen fliegen,
Doch kein Blut befleckt sie mehr,
Frische Palmenzweige schmiegen
Ausgesöhnt sich an den Speer.

Aus metallnen Feuerschlünden
Bricht der Stürme Macht hervor,
Aber ihre Donner künden
Schrecken nur dem Sklavenohr.

Flammen seh' ich leuchtend steigen,
Aber nicht wie Schlachtenblitz,
Als des Friedens ew'ges Zeichen
Steigen sie zum Göttersitz.

Lodert nur, ihr Freudenkerzen,
Auf des Tempels heil'gem Grund!
Glühend schlagen alle Herzen
In dem felsenfesten Bund.

Tausch.

Kaum war im Thal der letzte Schnee zerronnen,
Noch war die Flur nicht grün,
Da weckten freundlich unsrer Jugend Sonnen
Der Liebe Glüh'n.

Wir hörten nicht die wilden Stürme wüthen
In holder Gegenwart,
In unsrer Brust erschlossen sich die Blüthen
So innig zart.

Und kindisch sorgend in den öden Gründen
Verlor mein Auge sich,
O, möcht' ich doch nur eine Blume finden
Für Dich, für Dich!

Geduld! Die rosig dämmernden Gestalten,
Jetzt nur noch Träumen gleich,
Bald werden sie in Blumen sich entfalten,
So deutungsreich.

Da kommt der Lenz. Sein duftendes Gefieder
Umflimmert Stern auf Stern,
Und tausend Blumen streut er lächelnd nieder,
Doch Du bist fern!

Im Sommer 1816 nahm der Vater Feuerbach, welcher seine Stelle in Bamberg aufgegeben hatte, die beiden ältesten Söhne Anselm und Karl mit nach Frankfurt, wo sie gemeinsam einige Monate in dem großväterlichen Hause zubrachten.

„Diese Unterbrechung," fährt Friedrich Feuerbach in seiner Erzählung fort, „war für Anselm's Studien vielleicht nicht ersprießlich. Wer aber ihn selbst und wer Göthe's Geburtsort kennt, Frankfurts in den Welthandel viel verschlungenes und dadurch großartiges Leben, seine großen historischen Denkmäler und Erinnerungen, seine werthvollen Kunstsammlungen, die geschmackvollen öffentlichen und Privat-Gartenanlagen, das herrliche Taunusgebirge in der Nähe, der kann wohl annehmen, daß der dortige Aufenthalt für Anselm's menschliche und dichterische Ausbildung sehr gewinnreich war.

„Im Spätherbst reiste Anselm mit dem Vater nach München, um sich für die Universität vorzubereiten, und das Frühjahr darauf

trat der Vater seine neue Stelle als Appellationsgerichts=Präsident in Ansbach an. Anselm bezog mit seinem Bruder Karl die Universität Erlangen."

Hier nun tritt uns leider nur zu bald ein trübes und schmerzliches Bild entgegen; und die Entwicklungs= und Bildungskämpfe, denen keine begabte Natur entgeht, nahmen damals schon in Anselms schönsten Jugendjahren den tragischen Charakter an, welcher, wenn auch in vermindertem Grade und mit heiteren Zwischenräumen, seinem ganzen spätern Leben die eigenthümlich düstere Färbung verliehen hat.

Ob Erlangen zu dieser Zeit ein passender Ort war für einen fantasiereichen, feurigen Jüngling, welcher jedenfalls der reinsten und kräftigsten Atmosphäre bedurfte, um die Blüthen seines Geistes in gesunder Reife zu entfalten, möge dahingestellt bleiben. Der Vater hatte es so entschieden, das war den Söhnen genug, die über Wahl und Dauer ihres Aufenthaltes nur selten eine Stimme hatten. Die Autorität des Vaters war eine große und völlig unbestrittene. Möglich, daß sie nicht immer so günstig einwirkte, als man von so viel Geist, Erfahrung und vorsorglicher Liebe erwarten durfte. Die Söhne hatten nicht Zeit, für sich selbst zu prüfen und zu wählen, ehe des Vaters allumfassende Uebersicht schon Alles geordnet und bestimmt ihnen vorlegte. Es blieb nichts übrig, als ohne Schwanken und Besinnen den angewiesenen Fußstapfen zu folgen. Je häufiger die Ansicht des Vaters sich als die richtige erwies, desto mehr machte ihnen das eigene Gewissen jeden Widerstand zum Verbrechen, desto unentrinnbarer wurde die Geistesabhängigkeit. Die eigenthümliche Mischung von tiefster Hochachtung, Zärtlichkeit und zugleich von ängstlicher Furcht, welche das Verhältniß des Sohnes zum Vater bezeichnete, hat auf Anselm nicht immer wohlthätig gewirkt. Sein weiches und nur allzuleicht an sich selbst verzagendes Gemüth hätte vielleicht eher der Bildung und Stärkung des eigenen Willens bedurft, um zum Widerstande gegen seine krankhaft gereizte Fantasie die nöthige Kraft zu gewinnen.

Ueber dem Aufenthalt zu Erlangen selbst ruht ein eigenes

Dunkel, welches durch einzelne abgerissene, leidenschaftliche Briefe nicht vollständig aufgeklärt werden kann. Anselm hatte in dem ersten Semester sich mit allgemeinen historischen und philosophischen Studien beschäftigt.

„Das Semester ist geschlossen," schreibt er Ostern 1818, „und ich kenne nun keine dringendere Pflicht, als meinem theuren Vater eine Skizze des verflossenen vorzulegen. Mein Hauptcollegium war Erhard's Metaphysik. Gewiß ist schon das ein Zeichen, das ihr Ehre macht, daß sie, ohne in blumenreiches Gewand gehüllt zu sein, blos durch sich selbst die Seele erfaßt und uns Allen so wahr erscheint, als sei sie aus der Tiefe unsres eigenen Geistes hervorgehoben. Obgleich noch nicht geläutert, haben diese Ideen sich, herrlichen Ahnungen gleich, über mein Studium der Geschichte verbreitet. Eine Idee zur Geschichte verfolge ich, oder vielmehr sie mich. Verworren und schwankend schwebt mir das Bild vor, wie in weiter Ferne. Soll ich es Weltgeschichte nennen? So viel sagt mir mein Gefühl, daß Geschichte, so — gerade so gefaßt, in diesem ungeheuern Umfange, mit ihren Tiefen und Höhen und dem ganzen Heere der Erscheinungen als Einheit gedacht und dargestellt, die höchste und letzte Angelegenheit des Menschen sein müßte, die Wissenschaft aller Wissenschaften."

Im zweiten Semester schon waren es vorzüglich die Vorträge Kanne's, welche die fantastisch-excentrische Natur des Jünglings fesselten und erhitzten und ihm durch ihren mystischen Schwulst ein gefährliches Spielzeug in die Hände gaben, mit welchem er sich denn auch fast bis auf den Tod verwundete. In dieser schwärmerischen Richtung entschied sich Anselm, zum ersten Mal selbstthätig, für das Studium der Theologie.

„Ich bin zu Rath und Gericht gesessen mit mir einen Monat lang," schreibt er an seinen Vater. „Ich habe mich durchforscht bis in die tiefsten Tiefen meines Innern, habe vor mir selbst entfaltet alle Keime meines Geistes und aufgedeckt mein innerstes Gemüth, den Weg zu finden, welcher der meine ist. Ich habe ihn gefunden — mein einziges, mein letztes Ziel, ich habe es mir ge-

setzt. Vater — ich studire Theologie! Es ist ausgesprochen, das große, herrliche Wort. Nichts fehlt mehr als Dein Segen. Ich fühle mich berufen auf diesem Wege zu säen eine schöne fröhliche Saat. Mein Geist wird hell in seiner Kraft und mein Herz glüht vor unendlicher Liebe. Vater, Du stürzest mich in Verzweiflung, wenn Du mich jetzt von Dir stößest. Den neunten September ist mein Geburtstag — sende mir Deinen Segen, daß ich den Tag meiner Wiedergeburt feire. Freue Dich des Wiedergefundenen!"

Diese tröstlichen Verheißungen haben sich in der Wirklichkeit sehr traurig gestaltet. Friedrich Feuerbach sagt weiter: „Kanne's auch in Schriften ausgearbeitetes Lieblingsthema war, im Alten Testamente überall symbolische Beziehungen auf Christus, „den Messias im Alten Testamente," und nicht hier allein, sondern auch in anderen als christlichen Religionsgebieten, ja selbst allenthalben in der Natur aufzusuchen, und durch künstliche Argumente auf gut Glück nachzuweisen. Seine Vorträge waren übrigens mit vielem Geiste und einem großen Apparate von Sprachgelehrsamkeit ausgestattet. Dies, so wie Anselm's ganzes, fantastisches und tief gemüthliches Wesen, in Verbindung mit dem, durch die Dichter jener Zeit angeregten, romantischen Geiste, der sich überhaupt damals der deutschen Jugend bemächtigt, und sie für die Mystik empfänglicher gemacht hatte, dies Alles erklärt den mächtigen Einfluß, welchen Kanne auf Anselm's Geistes- und Seelenstimmung ausübte. Kanne rühmte sich sogar persönlicher Erscheinungen des Heilandes, und eiferte seine Schüler an, sich desselben Glückes theilhaftig zu machen. So durchwachte der arme Jüngling nun in wahnsinnigen Gebeten die Nächte, auf Erscheinungen und Offenbarungen harrend, die er dem Himmel abringen zu müssen glaubte. Sein ganzes Leben und Streben erschien ihm auf einmal in verdammenswerthem Lichte. Selbst das Bewußtsein der Versöhnung mit Gott, zu welchem er sich nach gewaltigen Gemüthskämpfen durchgerungen hatte, war nicht fähig, die tiefe Schwermuth zu überwinden, welche nach jenen Kämpfen für längere Zeit der Grundton seines Wesens wurde."

Aus Anselm's Tagebuche 1819.

„Die Pforte ist enge und der Weg ist schmal. Wenn du durchkommen willst, mit Kutsch' und Pferden darfst du nicht angefahren kommen. Bequeme dich einmal auf Gottes Erde zu treten, und deine seidenen, goldgestickten Kleider wirf auch bei Seite. Entkleide dich von Allem, was Kleid ist. Nackt, wie du warst, als du geboren wurdest, mußt du kommen, wenn du willst wiedergeboren werden. Und auch so wähne nicht, daß du durchkommen wirst mit heiler Haut. Dein Leib wird bluten müssen, wird zerrissen wie ein Kleid, wie der Vorhang zerriß, der im Tempel das Allerheiligste deckte. Mit dem bloßen Beugen und Bücken des Hauptes ist's auch nicht gethan, denn es möchte ihm, so hoch du deinen Kopf und die Nase getragen haben magst, gar übel bekommen und wird ihn alle Weisheit nicht bewahren. Drum lieber nieder — ganz nieder in den Staub, wie die Schlange, die der Herr verflucht hat! Schleppe dich mühsam durch! Wie die Schlange laß dir den Kopf zertreten! Willst du Flügel bekommen, mußt du erst zur Raupe werden. Wickle dich in deinen Tod, wenn du zum Leben willst gehen."

„Alle die wunderbaren Verwicklungen und Entwicklungen der Accorde, der ganze Wunderbaum läßt sich auf ein Senfkörnlein, auf den Dreiklang und auf die Terz zurückführen. Baut man auf den Grundton c die Terz, so ist aus dem Vater der Sohn getreten, aus beiden geht der heilige Geist aus, wenn ich noch eine Terz darüber baue. Vermindere ich die erste Terz, so wird der Dreiklang moll, e wird es, der Sohn wird gekreuzigt. Was über den Dreiklang geht, das ist vom Uebel, ist Dissonanz. Das Uebel wäre undenkbar, wäre es nicht einmal gut gewesen, und könnte nicht bestehen, würde es nicht einmal wieder gut werden. Der Teufel ist

ein gefallener Engel, drum muß der Ton, der den Accord zur Dissonanz macht, im vorhergehenden Accorde Consonanz gewesen sein, und muß sich auflösen in Consonanz, indem er aus sich heraus in einen andern Accord und zwar demüthig herabsteigt.

„Wie der consonirende Dreiklang der Stammaccord aller Consonanzen ist, so hat der Teufel auch seine Engel, die Dissonanzen."

Bei Gelegenheit eines Brandes auf dem Lande war es, wo Anselm durch übermäßige Anstrengung und darauf folgende Erkältung sich eine gefährliche Krankheit zuzog. Doch dies veranlaßte zugleich seine Entfernung aus Erlangens gefährlichem Dunstkreis. Seine Mutter, damals in Bamberg sich aufhaltend, nahm ihn zu sich, und ihrer liebevollen Pflege gelang es bald, ihn so weit herzustellen, daß er die Reise nach Ansbach wenigstens körperlich etwas gekräftigt unternehmen konnte. Sein geistiger Zustand blieb derselbe.

In diesem traurigen Falle entschloß sich der Vater, den kranken Sohn auf wiederholte Einladungen zu seiner edlen Freundin, der Gräfin Elisa von der Recke, nach Dresden zu bringen. Die einzig mögliche Rettung glaubte er von dem Einfluß dieser, an Geist und Gemüth gleich hochgestellten Dame, sowie von dem sie umgebenden Künstler- und Gelehrtenkreise hoffen zu dürfen, welchem fast kein bedeutender Name fern blieb. Für einen begabten Jüngling war dies gewiß eine Schule, wie sie sich nur selten bietet. Alles, was Geist und Herz bilden und das Leben verschönern kann, hatte sich hier vereinigt, und der kleine Zwang einer nicht höfischen, sondern nur ästhetischen Etikette konnte dem jungen, selbst so feinfühlenden Manne nicht lästig werden.

Trotz Anselm's im Anfange noch verscheuchten und düstern Wesens, gewann er sich doch sogleich die herzlichste Theilnahme der edlen Elisa und ihres steten Begleiters und Freundes, des Dichters Tiedge. Besonders wohlthätig auch wirkte auf ihn in der Folge die Be-

kanntschaft mit dem, damals noch in Freiberg studirenden, später namentlich im mineralogischen Fache berühmt gewordenen Karl Naumann (Sohn des Kapellmeisters Naumann). Ueber das erste Zusammentreffen der beiden, nachher so treu verbundenen Freunde schreibt Naumann an Anselm's Vater nach Ansbach:

„Als Frau von der Recke zu Anfang des Winters durch Freiberg reiste, wo ich meiner Studien wegen jetzt lebe, fühlte ich mich auf eine seltsame Weise überrascht, außer meiner hochverehrten Pathe und dem trefflichen Tiedge noch einen Jüngling begrüßen zu können, der sie als Pflegesohn begleitete. Schon das Eine, daß Elisa mir ihn zuführte, gab ihm hohen Werth in meinen Augen, weil sie doch allzeit nur von edlen Seelen umgeben ist. Im ersten Aufwallen der Freude über Elisens Wiedersehen erinnerte ich *mich* zwar, daß sie uns von einem Herrn von Feuerbach geschrieben habe, der sie begleite, hörte aber wenig von dem, was sie jetzt mündlich dazu fügte, außer, daß er der Sohn eines Mannes sei, auf welchen Deutschland stolz ist. Ich habe damals Ihren Sohn, den ich jetzt meines Herzens geliebtesten Freund nenne, kennen gelernt, noch ganz versunken in die trübe Schwermuth, welche seine schöne Seele schon seit längerer Zeit umwölkt hielt. Sein bald schüchtern umherschweifender, bald fest vor sich hinstarrender Blick, sein Schweigen von Anfang herein, sein baldiges Verstummen nach jedem Worte, das er in verstohlener Schüchternheit sich ablocken ließ, alles das hätte mich von jedem Andern fern gehalten, weil jede Ansicht vom innern Leben eines Menschen, hinter dem das drohende Gespenst der Schwermuth mir entgegentritt, von jeher mich gewaltig zurückschreckte. Aber, Gott weiß, welche Stimmung meines Innern, welches ahnende Vorgefühl mich so unwiderstehlich zu ihm hinzog, daß mir's dünkte, als könnte ich nur in dem Einen das finden, wonach ich so lange in vergeblicher Sehnsucht gestrebt, als müßte ich tiefer hineinforschen in sein gequältes Gemüth, um nur die Quelle des innern Schmerzes zu erspüren, wenn mir auch die Kraft mangeln sollte, den tiefgewurzelten Gram aus dem zerrissenen Herzen zu tilgen. An demselben Abend, da ich zum ersten Mal ihn

sah, that ich mir selbst das Gelübde, auf jede mögliche Weise mich ihm zu nahen, mir sein Vertrauen zu erwerben, mit ganzer Seele mich ihm zu weihen.

„Wohl können Sie denken, verehrtester Herr Präsident, welch' große Freude ich empfand, als ich bemerkte, daß Ihr edler Sohn ebenfalls sich mir näherte, und vor dem Abschied am andern Morgen zuerst mit dem brüderlich=freundschaftlichen „Du" mich begrüßte. Dieses vertrauliche, unerwartete Entgegenkommen eines Menschen, der in unseliger Selbstaufreibung begriffen, gewiß den lästigen Freund von sich gescheucht haben würde, diese wehmüthige Herzlichkeit, welche aus seinem tiefen, bedeutungsvollen Blicke zu mir sprach, als wollte er mir sagen: „komm, daß ich an Deiner Brust mich ausweine, Du wirst meine Seufzer verstehen," dann der hohe Geist, welcher aus seinen Worten mich anleuchtete, sowie das ganz eigenthümlich interessante und zarte Benehmen, worin sich überall der leidende Engel verkündete, fesselte mein Herz an das seine mit den festesten Banden der Freundschaft, wie ich sie bisher nur für einen Jüngling gefühlt hatte, und ich gelobe es hiermit Ihnen, seinem hochverehrten Vater, daß ich Ihrem Anselm bis an meinen Tod in unverbrüchlicher Freundestreue zugethan bleiben werde."

Aus Anselm's Tagebuche.

„Gar zu gerne, das merke ich, möchte mein verdumpfter Geist dem arbeitsscheuen Fleisch den priesterlichen Segen auflegen, um dem Gotte des Lebens und der Kraft das faule Aas als ein wohlgefälliges Opfer darzubringen. Wenn du so dasitzest in deiner Dumpfheit, wenn du herumschleichst als dein eigener Schatten, was denn willst du, wenn du anders noch wollen kannst und willst? Wo willst du denn hin? Oder willst du wo hin? Fort willst du — nur fort von dir, aus dir selbst heraus. — Nun, so raffe dich auf, greife zum Wanderstabe. Ich kann dir's nicht verdenken, wenn

dir's zu dumpfig wird in deinem engen Hause. Es ruht ja ein schwerer Fluch darauf. Auf denn — fliehe, ehe der morsche Bau zusammenkracht und dich begräbt — fliehe, wenn's auch draußen stürmt und tost und der Platzregen fällt! — Dein Häuschen ist auf Sand gebaut — laß es sinken!"

„Sei mir gegrüßt, du letzter Monat im Jahr. Die Felder sind mit Schnee bedeckt, der Strom wälzt seine Schollen Eis dem Meere zu. — Vorüber, vorüber! — Warst mir von jeher der liebste Monat im Jahr mit deinen goldenen Früchten und Lichtern. Kommst du nicht wieder — nie wieder? Kehre wieder, daß wir dich schauen! Kehre wieder, o Sulamith! Einsam bin ich, krank und verwaist. — Ja, du kehrst wieder, aber anders. Sie haben dich gekreuzigt, dein Festgewand ist Blut und dein Kranz ist die Dornenkrone. So sehe ich dich wieder!"

Im Laufe des Winters 1819—1820 begann eine Besserung in Anselm's Zustande einzutreten. Unter der liebevollen Pflege seiner Beschützerin erwachte in ihm wieder die alte Neigung zu seinen früheren archäologischen und philosophischen Studien, sowie zur Musik. Er nahm philologischen Unterricht bei Rector Gröbel, sowie auch Stunden bei einem tüchtigen Meister im Generalbaß. Elisa, die sein geistiges und leibliches Wohl mit treuester Sorgfalt stets vor Augen hatte, suchte ihn auf alle Weise zu ermuthigen, während sie die Unzufriedenheit des Vaters über so viel verlorene Zeit freundlich abzulenken wußte.

„Ihr Anselm ist gut, zartfühlend und edel," schreibt sie ihm nach Ansbach, „er hat ganz die Reizbarkeit seines edlen Vaters, nur daß bei Diesem die innere Glut ihre Feuerströme auch nach außen rollen läßt, während sie unsern Anselm selbst im Stillen

innerlich zerstören wird, wenn man ihm nicht durch liebevolles Anfassen und Aufrichten Muth und Vertrauen zu sich selbst einflößen kann."

Die herrlichen Kunstschätze Dresdens, deren Betrachtung sich Anselm mit ganzer Seele hingab, mochten am ersten dazu beitragen, ihn zu dem Bewußtsein seiner eigentlichen Bestimmung zurückzuführen. Er fühlte immer mehr, daß die Theologie, so sehr einerseits sein Gemüth sich zu ihr hinneigte, doch seiner innern Individualität nicht zugehöre. Er schrieb darüber an seinen Vater, dessen Antwort zu scharf bezeichnend, sowohl für den Vater als für den Sohn und ihr gegenseitiges Verhältniß ist, um nicht auszugsweise hier eine Stelle zu finden *).

„Den Guten ist nur der Gute verwandt," schreibt der Vater Feuerbach an Anselm, den 23. März 1820, „und wer von edlen Seelen geliebt wird, muß Vieles in sich tragen, woran er von ihnen als Ihresgleichen erkannt wird. Ist irgend etwas fähig, Deinen gesunkenen Muth durch freudiges Selbstbewußtsein, durch wiedererwachende bescheidene Zufriedenheit mit Dir selbst wieder aufzurichten, Dich von der entsetzlichsten aller Seelenkrankheiten, dem Abscheu vor dem eigenen Selbst, dem Mißtrauen und der verachtenden Gleichgültigkeit gegen die eigene sittliche Kraft und vor dem nagenden, bis zur Verzweiflung peinigenden Wurm im heiligsten Innern des Herzens selbst zu befreien, so muß der Gedanke an die Liebe und Freundschaft der Dich umgebenden Menschen, die nur durch ihre Gestalt dieser Welt, übrigens aber einer höhern Ordnung von Wesen angehören, Dir Deinen eigenen Werth verbürgen, so zuversichtlich, als sendete Dir Gott selbst einen Engel aus seinen Himmeln herab, um Dir zuzurufen: „Engel lieben Dich, und Du bist noch vermessen genug, an Dir selbst zu verzweifeln!"

---

*) Dieser Brief ist indeß ganz abgedruckt erschienen in dem Leben und Wirken Anselm Ritter von Feuerbach's. Leipzig. Wigand. 1852.

Anmerk. des Herausgebers.

„Zweifelnd und zagend nur sprichst Du in Deinem Briefe die Hoffnung aus, „daß doch wohl vielleicht noch etwas Tüchtiges aus Dir werden könne.“ O, mein lieber Sohn, warum noch zweifeln? Du darfst nur wollen und Du wirst sein, was Du werden willst. Bescheidenes Selbstvertrauen und ernstliches Wollen geben den Muth, und der Muth giebt die Kraft und die Kraft wird zur That. Du kommst mir seither immer vor, wie ein junger, kräftiger Adler, der mit Sehnsucht seinen Blick nach der Sonne richtet, aber die mächtigen Flügel nicht zu heben wagt und traurig wehklagend auf dem Horste unbeweglich sitzen bleibt, weil eine böse Fee, deren Namen ich nicht nennen will, obschon ich sie nennen könnte, ihren Zauberbann an ihm geübt hat, daß er sich für ein Käuzchen hält, das nur in Höhlen unterkriechen könne und nicht den Flug zur Sonne wagen dürfe. Sobald einmal der Adler sich selbst wird erkannt haben, dann wird der Zauberbann sich lösen.

„Die Frage, wozu Du Dich bestimmen sollst, findet in den Worten ihre Auflösung: dazu, wozu Deine frühesten Neigungen Dich bestimmt haben, nämlich zur Philologie, Archäologie und den schönen Wissenschaften. Daß Du in eine Krankheit fallen mußtest, welche Dich nach Dresden geführt hat, daß Dich dies veranlassen mußte, Dich wieder mit den Alten zu beschäftigen, und den Schlüssel, der in das Heiligthum der alten Welt einführt, die alten Sprachen wieder vorzunehmen, daß Du zum Lehrer und Führer einen Mann wie Rector Gröbel finden mußtest, ist ein nicht leicht mißzuverstehender Wink der Vorsehung, daß Du dahin, von wo Du ausgegangen, wieder zurückkehren und aus den heiteren Spielen Deiner Jugend das ernste Geschäft Deines Lebens machen sollst. Ich würde Dich dann im nächsten Herbst nach Heidelberg schicken, um da, neben einigen anderen, die sehr nothwendigen Collegien, unter Creuzer und unter dem jüngeren Voß, Archäologie und Philologie in ihrem ganzen Umfange gründlich zu betreiben. Daß dieses der Weg ist, der allem unbestimmten Umherschweifen auf einmal seine bestimmte Richtung anweist, und auf welchem Du die Eintracht mit Dir selbst, die innere Zufriedenheit, die Freude eines Dir

angemessenen Wirkens und endlich auch ein bescheidenes äußeres Glück finden wirst, dieses weiß ich ganz gewiß, und Alles hängt nur davon ab, daß Du dem Winke der Vorsehung und dem wohlüberlegten Rathe Deines, Dich so innig liebenden, und in solchen Dingen mit Einsicht und Erfahrung ausgerüsteten Vaters, Dich mit Vertrauen und Ernst ergiebst. Solltest Du auch selbst noch nicht ganz klar sein, sollte Deine, durch Dieses oder Jenes hin- und hergezogene Seele auch anfangs schwanken und zweifeln, so darfst Du nur den einzigen Gedanken denken und wieder denken, und Dein Schwanken wird zum Stehen, Dein Zweifeln zur Entscheidung kommen. Dieser eine Gedanke ist: daß nichts Anderes übrig bleibt. Begeistert Dich nicht der Gegenstand Deiner Studien, so wird das Unvermeidliche die Stelle der begeisternden Muse vertreten. Der Mensch darf, wenn es die ernste Bestimmung seines Lebens gilt, nicht bloß seine Lust befragen. Man kommt in keinerlei Studien zu etwas Rechtem, wenn man nicht auch dasjenige, was uns mißbehagt, was durch Trockenheit und scheinbare Unbedeutenheit uns abschreckt, mit dem Gedanken an das freudige Ziel beharrlichen Muthes überwindet. Nur durch Arbeit kann ein geistiges Besitzthum unser werden, und Arbeit als Arbeit schmeckt niemals oder selten süß; aber was wir haben, wenn die Arbeit gethan, der Weg zurückgelegt ist, das ist lauter Freude und erquickender Genuß. Wie der Gedanke an Pflicht und Nothwendigkeit selbst gegen innere Neigung begeistern kann, dafür kann ich Dir mein eigen Beispiel nennen. Die Jurisprudenz war mir von meiner frühesten Jugend an in der Seele zuwider und auch noch jetzt bin ich von ihr als Wissenschaft nicht angezogen. Auf Geschichte und besonders auf Philosophie war ausschließend meine Liebe gerichtet. Meine ganze erste Universitätszeit war allein diesen Lieblingen gewidmet. Aber siehe, da lernte ich Deine Mutter kennen, und es lag mir daran, ein Fach zu wählen, das schneller als Philosophie zu Amt und Brode hilft. Da wandte ich mich mit raschem und festem Entschluß von meiner geliebten Philosophie zur abstoßenden Jurisprudenz. Sie wurde mir bald minder unangenehm, weil ich

einmal wußte, daß ich sie liebgewinnen müsse; und so gelang es meiner Unverdrossenheit, meinem, durch die Pflicht begeisterten Muth, bei verhältnißmäßig beschränkterem Talente, daß ich schon nach zwei Jahren den Lehrstuhl besteigen, meine Zwangs-, Noth- und Brod-wissenschaft durch Schriften bereichern, und so einen Standpunkt fassen konnte, von welchem aus ich rasch zu Ruhm und äußerem Glück mich empor geschwungen und von der Mitwelt das laute Zeugniß gewonnen habe, daß mein Leben der Menschheit nützlich gewesen ist. Was wäre aus mir geworden, wenn ich blos der Lust nachgegangen wäre? Wenn jedes Hinderniß mich erschreckt und muthlos gemacht, wenn ich die Hände in den Schooß gelegt und geweint und gewinselt und auf Gottes Hülfe von außen her gewartet hätte? Gottes Hülfe kommt von der eigenen Kraft und That, zu welcher er uns aufruft durch die innere Stimme, in welcher er stets gegenwärtig sich uns offenbart, durch die heilige Stimme des Gewissens. O Sohn, es ist eine große Sache um einen guten Willen. Er thut Wunder, mit ihm kann man Berge versetzen."

Im Frühling 1820 reiste Anselm mit Frau von der Recke und Tiedge nach Karlsbad, wo sie Elisa's Schwester, die Herzogin Dorothea von Kurland, antrafen. Auf Anselm wirkte diese Veränderung sehr günstig. Elisa schreibt den 13. Mai an seinen Vater:

„Seit dem 6. sind wir hier glücklich angekommen und mit meiner guten Schwester vereinigt. Ich habe die Freude, daß unser Anselm, der heiter und mittheilend ist, meiner Schwester sehr gefällt; auch hat diese schöne Seele den edlen Jüngling angezogen. Göthe ist auch hier, er lebt sehr still und einsam, doch hat er mich einmal und meine Schwester einmal besucht. Anselm war gerade spazieren gegangen, als Göthe bei uns war. Wir ermunterten ihn, Göthe zu besuchen, und über eine Stunde war Anselm bei Göthe, der sich recht freundlich mit ihm unterhielt, so daß Anselm sehr froh zurückkehrte. So heiter als hier habe ich unsern lieben Anselm noch nie gesehen. Er gewinnt alle Herzen durch sein himmlisches Gemüth."

Diesem Briefe waren von der Herzogin Hand ein paar Zeilen beigefügt, des Inhalts:

„Wir sind in unserm stillen, häuslichen Leben recht glücklich. — Sie fehlen uns, guter Feuerbach, um so mehr, als Sie rechte Freude haben würden, Ihren Sohn zu sehen. Er ist recht heiter und mittheilend geworden, sein Gemüth ist vortrefflich. Anselm ist ein gar lieber Mensch, und ich halte ihn recht lieb. — Geben Sie bald Nachricht von Ihrem Wohlergehen Ihrer Freundin

Dorothea."

Aus Anselm's Tagebuche.

Karlsbad, 11. Mai.

„Einer jener Wünsche, die sonst mein ganzes Herz erfüllten, ward mir heute gewährt. Ich habe Göthe gesehen und gesprochen. Schon ein paarmal war ich umsonst an seiner Wohnung vorbeigeschlichen und hatte schüchtern hinaufgeschielt, ob ich nicht einen günstigen Augenblick erhaschen könne. Die Herzogin von Kurland, die meinen Wunsch errathen, schickte mich zu ihm. Mit klopfendem Herzen stieg ich die Treppe hinauf und bat stotternd vor Angst und Freude den Bedienten, mich zu melden. Ich ward vorgelassen und besänftigend überraschte mich die große Freundlichkeit, mit der er mir entgegentrat; und gar bald waren die Schreckbilder von der Aufnahme, die Bürger und Rückert bei ihm gefunden, aus meinem Sinne entschwunden. Er nöthigte mich zu sich auf's Sopha. Welch' ein Kopf! Wie eines Tempels Gewölbe hebt sich die Stirn. Die Augen treten licht und klar wie strahlende Heroen im dunkelglänzenden Waffenschmuck mit ernstem, gemessenem Schritte aus der gewaltigen Wölbung. Ruhig und doch so voll Feuer. So gebieterisch und doch so milde. Im seltsamen Contrast mit der Ruhe jener Felsenstirne steht die gefällige Beweglichkeit des Mundes, durch dessen freundliches Lächeln nicht selten eine gewisse Ironie durch-

blickt. Ruhe haben diese Lippen nie, auch wenn sie schweigen, sind sie beredt."

Den 16. Mai.

„Heute ward ich wieder zu Göthe geschickt. Ich wollte nicht selbst hinein zu ihm, aber er ließ mich zu sich rufen. Zum Andenken schenkte er mir einen Plan von Karlsbad. Wüßte ich nur, was er gesprochen hat! Aber im Anschauen dieser Stirne und Augen habe ich Alles vergessen.

Anselm an seinen Vater.

Karlsbad, den 22. Mai.

„Ehe ich meine kleine Reise nach Prag antrete, muß ich noch ein paar herzliche Worte zu meinem Vater sprechen. Diesmal mit freudigerem Sinne, weil ich weiß, daß sie Dir eine kleine Freude bereiten werden. Vorgestern feierten wir den Geburtstag unserer Mutter Elisa. Du hast ihn gewiß auch im Stillen gefeiert und ich habe es auch. Hatte ich doch in den allgemeinen Kranz der Freude eine kleine Blume mit eingeflochten, die da zeugt, daß mein kleines Gärtchen noch nicht völlig verwüstet ist, daß die freundliche Sonne des Himmels auch noch Lebensstrahlen und Frühlingswärme für mich hat. Tiedge fand das Gedicht gut und freute sich. Elisa hat mich mit Thränen umarmt. Ich schreibe dies nicht aus Eitelkeit, sondern weil mir das Gefühl noch ganz neu ist, wieder etwas geschaffen zu haben."

Den 20. Mai.

An den Mai.

So sehe ich dich Gottgebilde wieder,
O du, der Erde schönsten Morgentraum!
Zu deinen Füßen sink' ich feiernd nieder,
Und küsse deines Kleides Purpursaum.

Gottlob, daß du zu meiner kleinen Hütte,
Daß du zu mir den Weg gefunden hast.
Geh' nicht vorüber! Höre meine Bitte,
Verzeuch! Bist mir ein gar zu werther Gast.

Kommst wohl recht weit her von entlegnen Fluren,
Ich glaube gar, du kommst vom Morgenland;
Gewiß, dich haben höhere Naturen,
Dich Engel haben Engel ausgesandt,

Und haben's dir vertraut in heil'gen Nächten,
„Zieh hin, nimm deinen blüh'nden Wanderstab,
Zieh immer hin, der Kränze Pracht zu flechten,
Um eine Wiege hier, dort um ein Grab."

Sonst hattest du wohl auch gar viel der Gaben
Für mich. Bald einen Kranz, bald einen Strauß.
Sonst gossest du wohl über mich, den Knaben,
Die ganze Fülle deiner Gottheit aus.

O, fliehe nicht so bald! Sei nicht so stille!
Ein Wörtchen nur wie sonst! Nur einen Blick!
Nur einen Kranz laß mir aus deiner Fülle,
Ein einzig Blümchen nur laß mir zurück!

Du sollst ja nicht um meine Stirne schlingen,
Um dieses Haupt nicht deinen Himmelsglanz;
Zu ihr nur möcht' ich eine Gabe bringen,
Zur Mutter hin den ersten Frühlingskranz.

Wär' mir dein reiches Blumenloos beschieden,
Ich wäre nicht so streng, so karg wie du.
Sie sollte Alles haben, alle meine Blüthen,
Die Blumen all', und dieses Herz dazu.

Das will ich ihr denn auch zum Opfer bringen,
So arm es ist, sie wird es nicht verschmähn.
Zieh du nur fort auf deinen bunten Schwingen,
Verhauch' die Düfte all' im Frühlingswehn!

Und komm' ich auch gebeugt und stumm gegangen,
Ach, ohne Band und Kranz, ach, blüthenlos;
Nicht minder freundlich wird sie mich empfangen,
Ich weiß es ja, sie ist so mild als groß.

So zog ich hin auf einsam stillen Wegen,
Da trifft's urplötzlich wunderbar mein Ohr;
Ein Harmonieenmeer tönt mir entgegen,
Und Liederströme quellen rings empor.

Sieh da! Mir war der Mai vorangeflogen,
Zu Ihren Füßen dufteten sie all',
Die Blumen alle waren mitgezogen,
Mit Spiel und Tanz und frohem Jubelschall.

Und hoch auf jauchzt' ich in die Jubellieder,
Und legte in die reichgeschmückte Au
Die kleine Gabe ihr zu Füßen nieder,
Nur sanft benetzt mit mildem Thränenthau.

Einige Zeit später reiste Anselm mit Gräfin Elisa und ihrem Begleiter Tiedge nach Löbichau, einem reizenden Landsitze der Herzogin von Kurland im Altenburg'schen, wohin sie selbst sich schon vorausbegeben hatte.

Schloß und Park Löbichau waren damals, wie es scheint, ein kleines deutsches Ferrara. In dem Kreise, welchen die Herzogin hier um sich versammelt hatte, war hoher Rang, Wissenschaft und Kunst ganz gleichberechtigt repräsentirt. Alles, was Geist, Bildung und Luxus bieten kann, war vereinigt, um dem Leben den feinsten Genuß abzugewinnen. Jean Paul, welcher zu derselben Zeit anwesend war, hat seinen Aufenthalt in Löbichau durch Denkblätter verewigt *). Eine nicht ganz so günstige Erinnerung hatte er selbst dem Andenken der Gesellschaft zurückgelassen. Vielleicht glaubte der deutsche Dichter seinen zarten Poesieen durch sein Benehmen ein gewisses Gegengewicht geben zu müssen. — In dem Anekdotenschatze, welchen die Originalität des Dichters lieferte, spielte unter Anderem auch sein Pudel, mit welchem er in einer ganz unzertrennlichen Gemeinschaft lebte, eine ergötzliche Hauptrolle.

In Löbichau traf Anselm mit seinem Vater zusammen, welcher die Freude hatte, einen ganz umgewandelten Menschen in ihm wiederzufinden.

Da aus der Periode von 1818—1820 das einzig ausführliche Tagebuch des geschiedenen Freundes vorhanden ist, so mögen noch einige Auszüge über den Aufenthalt in Löbichau hier Raum finden.

*) Briefblättchen an die Leserin des Damentaschenbuchs bei gegenwärtiger Uebergabe meiner abgerissenen Gedanken vor dem Früh- und Nachtstück in Löbichau. Jean Paul's sämmtliche Werke, 12. Lieferung, 4. Bdchn., S. 103.

Aus Anselm's Tagebuche.

Götter, Feen und Elfen in Titania's Reich zu Löbichau und Tannenfeld *).

Dorothea, Herzogin von Kurland.
Wilhelmine, Herzogin von Sagan,
Pauline, Fürstin von Hohenzollern-Hechingen,
Johanna, Fürstin von Acarenza,
} Töchter der Herzogin.
Elisa, Gräfin von der Recke.
Paul,
Peter,
Karl,
} Grafen von Medem, Dorothea's und Elisa's Neffen.
Emilie Gerschau,
Luise Villier,
Marie Wilson,
Friederike Bomhard,
} Pflegetöchter und Gesellschafterinnen der Herzoginnen.

(Folgen eine Reihe von Namen, wie sie auch Jean Paul aufzählt, als anwesende Gäste, unter welchen außer dem genannten Dichter noch Tiedge, Tieck, Schink, Böttiger, Marheineke, Buddäus u. s. w. die bedeutendsten sind.)

„Ich bin wie im Traume,“ schreibt Anselm im August, „in diesem mährchenhaften Zauberleben. Gestern der Park mit bunten Lampen erleuchtet. Mond und Sterne sahen freundlich auf unser Spiel herab. Man wandelte auf den anmuthig verschlungenen Wegen in der lauen Sommernacht.“

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Mährchenwelt,
Steig' auf in der alten Pracht!

---

*) Kleines Schloß, eine halbe Stunde von Löbichau. Den Töchtern der Herzogin gehörend.

Mein Vater lacht mich aus. — Wer mir die Mittelstraße zeigte zwischen ascetischer Kopfhängerei und geistigem Epicuräismus!"

„Ich wohne mit Jean Paul Thür an Thür. Er ist gütig und freundlich gegen mich und ich armer Melancholicus gebe ihm Stoff zu tausend Witzen. Er schreibt Aphorismen, um sie des Morgens den Fürstinnen vorzulesen. Wenn er nur" — — — — —

„Gestern haben wir den Dichter Schink zum Meister Frauenlob dem Zweiten gekrönt. Mein Vater hat als Kanzler eine köstliche Rede in Knittelversen gehalten. Auch eine feierliche Versöhnung gab es in diesen Tagen zwischen Tieck und Böttiger. Elisa hat dieses Wunderwerk zu Stande gebracht. Sie reichten sich die Hände, aber um Tieck's Augenbrauen zuckte es seltsamlich."

„Ein wunderschönes Bild verschönte mir gestern den heitern stillen Abend. Die drei jüngeren Herzoginnen saßen mit den jungen Mädchen auf dem Balcon, alle mit weiblicher Arbeit beschäftigt. Ein üppiger Blumenflor umrankt das eiserne Gitter des Balcons und zwischen den hohen Säulen hindurch blickt man in das erquickliche Grün einer herrlichen Wiese, die rings von schönen Baumpartieen umschlossen ist. Die Gipfel der höchsten Bäume glühten im Abendroth und vor meine Seele trat das Bild der schönen homerischen Zeit, da die sinnige Penelopeia mit ihren Mägden den Webstuhl umwandelt."

Von hier an enthält das Tagebuch nur heitere Ergießungen, zuletzt muthwillig scherzhafte Einfälle, und wie denn die Jugend stets die heilkräftigste Arznei für die Jugend ist, so vergaß auch endlich der Jüngling im Kreise anmuthiger geistesfrischer Mädchen seine trostlose Kanne'sche Philosophie.

„L. ist eine fertige Clavierspielerin," heißt es im Tagebuch, „und was mehr ist, sie hat ihre Seele in ihren Fingerchen. Wenn ich noch der alte seltsame Bamberger Anselmus wäre, im langen Haare und deutschen Rocke, das güldene Gnadenkettlein vor der Brust, mein kleines Leierchen im Arm, ich hätte längst ein paar Dutzend Lindwürmer zu ihren Füßen erdolcht, sie ein paarmal auf eine höchst verwünschte Art verwünscht und sechs Mal erlöst. Ich hätte sie verloren, noch ehe ich sie gehabt, im Geiste erkannt, noch ehe ich sie gekannt, mich in sie vergafft, noch ehe ich sie gesehen. Unsere Bekanntschaft wäre so alt wie die Ewigkeit, und anno 1954 vor Erschaffung der Welt hätten wir eine sehr rührende Correspondenz angeknüpft von Fixstern zu Fixstern, vermöge der Sternschnuppenpost."

Während dieser äußerlich zerstreuenden Lebensweise waren auch Anselm's Pläne für seine Zukunft mehr und mehr im Stillen gereift. In überwiegendem Geistesverständniß hatte der Vater nur zum Voraus ausgesprochen, was dem Sohne selbst allmählich und unausbleiblich zum Bewußtsein kommen mußte. Er reiste mit dem Vater zuerst nach Ansbach zurück und nachdem er der geliebten Mutter und den Schwestern als Genesener Willkomm und Lebewohl gesagt hatte, finden wir den Freund vom Herbste 1820 an bis 1822 in Heidelberg, eifrig seinen Studien ergeben.

Voß, Creuzer, Schlosser führten ihn in das Reich der classischen Wissenschaften ein. Mit einem kleinen Kreis von Freunden, unter welchen ein Sohn Jean Paul's und Henne, jetzt Professor der Geschichte in Bern, am häufigsten genannt sind, las er die griechischen Tragiker zum ersten Mal in fortlaufender Reihe.

„Ich lese auch die Ilias wieder," schreibt er, „Vater Voß mag es nicht haben, wenn man den Vater Homer nicht immer zur Hand hat. „Die paar Stunden werden euch nicht von eurem Aeschylos abbringen, der gar nicht verstanden wird, wenn Homers Geist nicht schon Kopf und Herz durchdrungen hat." Dies Vossens eigene Worte.

Von Schlosser sagt er: „Ich weiß nicht, welchem Glücksstern ich es zu verdanken habe, daß ich dem herrlichen Manne so nahe gekommen bin. Er selbst hat mich in den Kreis von jungen Leuten gezogen, den er um sich versammelt, und mir wird mit zweien meiner näheren Freunde das besondere Glück zu Theil, an seiner Privatlectüre des göttlichen Dante Theil zu nehmen. Was mir Schlosser ist und noch werden kann, darüber wäre viel zu sagen."

Seine Wohnung hatte Anselm in dem Hause eines Verwandten, Professor Gensler, den er sehr verehrte. So mochte sich ihm das Leben wohl freundlich gestalten, da es auch an muthwilligen Studentenepisoden nicht fehlte, bei welchen der „Bardenjüngling" (Anselm spielte besonders Nationalmelodieen in ergreifender Weise auf der Harfe) gewiß nur selten als Nebenperson galt. Wie wäre es auch anders möglich gewesen in Heidelberg, wo der Geist der romantischen Poesie sich selbst in den Mauern des Schlosses verkörpert hat! Nebenbei waren auch literarisch-satyrische Zusammenkünfte im Gange, und mehrere aus dieser Zeit erhaltene Fragmente zeugen von einem köstlichen, gesunden Humor. Ueberhaupt ist Anselm's Talent für die Satyre zum ersten Mal in Heidelberg hervorgetreten.

„Vorigen Donnerstag haben wir mit Schlosser den Dante beendigt," schreibt er an seinen Vater, „mit dem nächsten beginnt er den Aeschylus. Vorgestern brachte ich den Sophokles zu Ende und beginne nun mit dem Aristophanes. Der Sonntag gehört dem Euripides. So hoffe ich denn doch eine Uebersicht des gesammten griechischen Dramas von Heidelberg mitzunehmen. Ginge es nur mit der Archäologie besser. Es fehlen mir Bücher; hätte ich den Winckelmann nicht, ich wäre ein verlorner Mensch. In mei-

nen Nebenstunden, besonders auf meinen Spaziergängen, die ich meiner Gesundheit wegen nicht unterlassen darf, gehe ich mit einem wunderlichen Wechselbalge um. Ich säume nicht, ihn nach und nach an's Licht der Welt zu fördern, theils um mir im Anschauen der possierlichen Mißgeburt eine und die andere Grille zu vertreiben, theils um mich selbst weidlich mit dem Balge herumbalgen zu können. Das macht dem innern langverhaltenen Grimme Luft und ist eine gute Turnübung, hilft gegen Magendrücken und Melancholie. Vor einigen Wochen hatte ich aus ähnlichen Gründen für einen kleinen Kreis meiner wenigen aber ausgesuchten Freunde eine kleine Posse geschrieben. Ich hoffte keine besondere Wirkung, da ich mich noch nie auf dieses Feld gewagt hatte, und es überhaupt eine Weile her gar nicht meine Art gewesen ist, etwas zu wagen. Aber siehe da — sie wollten theils vor Lachen platzen, theils sich auf die Köpfe stellen, und ich bin seither in Heidelberg für ein Stück von einem Fantasiestück in Callot's Manier verschrieen."

Das Gedicht, um welches es sich hier handelt, ist eine kleine Tragödie, in welcher die Heldin Schlafmütze ihrem Geliebten, einem gewissen Studiosus Anselmus, untreu wird, um sich nach vielen Abenteuern mit dem Haupte eines hohen Wunderdoctors zu vermählen *).

In diesem heitern Treiben fehlten leider auch die düsteren Schatten nicht. Es war diesem excentrischen Gemüth nicht gegeben, auf gebahnter Straße vorwärts zu schreiten. Es konnte nur wechselsweise voranstürmen und dann wieder ermattet niedersinken. Die alten Uebel regten sich wieder; Nachtwachen, Aufregung durch starken Kaffee, um sich munter und wach an der Arbeit zu erhalten, steigerten die Reizbarkeit der Nerven auf beunruhigende Weise. Dazu kamen übermüthig trotzende Jugendstreiche, wie z. B. eine Januarnacht auf einer Eisscholle im Neckar zubringen zu wollen, u. s. w.

---

*) Es war dies die Zeit der Wundercuren des Fürsten von Hohenlohe.

Dabei aber entwickelte sich in Anselm nichts desto weniger mehr und mehr in voller Klarheit der Beruf seines Geistes für die alte Kunst, für das Studium der Archäologie, wobei Creuzer's Symbolik und Mythologie ihm als Hauptstütze dienen mußten, während seine Privatstudien sich größtentheils auf die Heidelberger Bibliothek beschränkten. Wenn man bedenkt, wie verhältnißmäßig wenige Mittel in dieser Zeit sein Aufenthaltsort bot, welcher nur zwischen Heidelberg, Frankfurt und Ansbach wechselte, so ist das Genie und der ausdauernde Fleiß wahrhaft zu bewundern, mit welchem er den Reichthum von Kenntnissen, und vor Allem, die eigenthümliche, künstlerisch freie Anschauung der Kunstwerke sich erwarb, welche später seinen Apollo zu einem Werke von classischem Werthe erhoben, während der Autor selbst den classischen Boden damals noch nicht betreten hatte.

Anselm's sehnlicher Wunsch, seine Studien in Göttingen fortzusetzen, wurde durch des Vaters Weigerung vereitelt. Statt dessen fügte es sich, daß er provisorischer Weise im Lehrfache sich versuchen mußte, indem er längere Zeit für einen erkrankten Freund am Ansbacher Lyceum functionirte.

Der Frühling 1823 endlich ließ ihm einen neuen Stern aufgehen, den lieblichsten seines Lebens. Er verlobte sich mit Amalie Keerl, einem Mädchen von so seltener Anmuth, daß für die Schönheit und Lieblichkeit ihres ganzen äußern und innern Wesens das oft gebrauchte und viel mißbrauchte Wort „engelrein" als die einzig passende Bezeichnung gelten konnte. Sie war so zart und sinnig, so ätherisch-poetisch, daß die damals in der Zeit liegende schwärmerisch-sentimentale Richtung nur als Folie ihrer eigenen idealischen Natur erschien. Hätte Jean Paul sie gekannt, als er seinen Titan schrieb, Niemand würde gezweifelt haben, daß Liane Amaliens Portrait sei.

Die Liebenden hielten anfangs ihren Bund geheim, weil Anselm, seines Vaters Abneigung gegen frühzeitige Verlobungen kennend, eine verneinende Antwort befürchtete. So reiste er im Herbst abermals nach Heidelberg; selig und zu gleicher Zeit verzweifelnd,

nach seiner excentrischen Natur dem überschwänglichen Glücke seines Herzens tausend Qualen anheftend.

Alle diese Gemüthsbewegungen spannten seine seit lange schon gereizten Nerven auf den höchsten Grad. Ganz plötzlich verließ er Heidelberg und kam nach Frankfurt zu seinem Großvater. Von hier aus schrieb er den folgenden merkwürdigen Brief an seinen Vater nach Ansbach.

Den 10. Novbr. 1823.

„Ich bin gewohnt, daß man von meinen Leiden, oder wenn Du willst, meinen Hirngespinnsten nie auf ihren wahren Grund, auf meine körperliche Zerrüttung zurückgehen wollte, um mich von Grund aus herzustellen und dem alten Satze seine Ehre zu lassen, daß nur in einem gesunden Leibe (ich verstehe darunter gerade keine herculische Flegelnatur) eine gesunde Seele wohnen könne. Schon im Jahre 1817 fühlte ich mich krank, ohne daß ich es Jemanden sagen mochte. Später in Erlangen wurde ich tiefsinnig und der unglückselige Gedanke, ich sei vom Schicksal ausersehen, langsam unterzugehen, jagte mich in den Leichtsinn und in das betäubende Treiben der Studentenwelt. Nach einem ruhig raffinirten Plane wollte ich meinem Unglücke die Hand bieten und selbst verderben, was noch verschont geblieben war. Es gelang so ziemlich; Reue, Angst, Verzweiflung, endlich Kanne's Giftmischerei vollendeten das Teufelswerk. Was ich damals gelitten habe, wie ich damals Tag um Tag ein ganzes Jahr lang heulte und weinte und wie ein Wurm mich auf der Erde wand, das hat nur Gott gesehen. Ich kam nach Ansbach. Dein Arzt, Dr. Immel, statt mich vor Allem körperlich zu behandeln, tätschelte an meinem Gemüthe herum und wollte von meinem wahren Zustande nichts wissen. Ich bemerkte seine Laßheit und wurde selber laß. Ich kam nach Dresden und lernte wieder schweigen und dulden, und im Stillen verzweifeln. Auch da geschah nicht das Rechte für mich. Die vielen Nächte, die ich an Elisa's Krankenbette durchwachte, erquickten mein Herz, das meiner mütterlichen Freundin gern Alles zum Opfer brachte, aber

zerrütteten und schwächten meinen Körper nur desto mehr. Ein Rückfall in das Kanne'sche Unwesen raubte mir auch noch ein gut Theilchen meiner Kräfte. Nun kam ich nach Löbichau. Das ganze Leben dort, so sehr es geeignet war, mich zu zerstreuen, wirkte gerade durch diese Zerstreuung meines ohnehin so vaguen und schwankenden Geistes durch Exaltationen aller Art nur noch nachtheiliger auf meinen Körper. Ich sollte baden*). Aber was das Bad gut gemacht, zerstörte am Abend wieder die verkehrte herzogliche Lebensart, das unruhige, aufgeregte und gereizte Treiben, und der Mangel an Schlaf, da vor Mitternacht ja nie an Ruhe zu denken war. An einen systematischen Curplan hatte Niemand gedacht und alle die Trefflichen, in deren Hände Du mich gabst, und denen Gott das Gute all, das sie an mir gethan, vergelten möge, kamen immer auf die „Einbildung" zurück und wollten von physischer Krankheit nichts wissen. In Heidelberg, wo ich anhaltend und angestrengt arbeitete, habe ich durch geistige Getränke und den stärksten Kaffee mich die Nächte wach erhalten und, leichtsinnig bald, bald trotzig, jede ärztliche Hülfe von mir gewiesen. Dann das Schulfuchsservicariat in Ansbach! Und je matter ich mich fühlte, desto mehr strengte ich mich zur Arbeit an. Ich wollte untergehen, mich aufreiben, und Selbstmord war mein einziger Gedanke. Ich wollte Ansbach verlassen, um Dir und der Mutter das Entsetzen zu ersparen, die Leiche des Sohnes mit zerschmettertem Gehirn zu finden. Jetzt ist es anders. Wie und warum dies so kam, ist jetzt noch nicht die Zeit zu sagen. Genug, ich will, ich wünsche gesund zu werden. Ich bin hier unter der Behandlung des Dr. Passavant, zu dem ich das vollste Zutrauen habe. Vater, schone mich, mache mich nicht irre! Nur jetzt nicht! —"

Der Aufenthalt in Frankfurt dauerte mehrere Monate. Die arme Braut indeß litt zu Hause im Stillen unsäglich, ohne die tödtliche Sorge um den Geliebten nur mit einem Worte verrathen

---

*) Es sollen dies gewaltsame Douchebäder gewesen sein, die aber weder in den Briefen noch im Tagebuche erwähnt sind.

zu dürfen. Es war so traurig, daß man nach Anselm's eigenthümlicher Natur nie berechnen konnte, in wie weit die Wechselwirkung von Geist und Körper den einen oder den andern Theil zum ursprünglich- oder mitleidenden Theil machte.

Endlich kehrte er, wenn auch nicht völlig hergestellt, doch um Vieles gebessert, von Frankfurt zurück, und des Vaters Antwort auf das gefürchtete Geständniß: „Mein Sohn, Du hättest keine bessere Wahl treffen können," löste alle Zweifel und Sorgen.

Es ist ein eigener und rührender Zug, daß mit der Liebe zu Amalien auch die erste Idee zu seinem „vatikanischen Apollo" in Feuerbach erwachte. Der Gedanke an dieses Werk zieht sich von hier an unabänderlich mit dem Gedanken an seine Liebe verwebt durch alle Lebensverhältnisse hindurch. Zuerst war es eine kleine Abhandlung, die dem Vater zur Prüfung vorgelegt wurde, dann erschien es als Programm, erweiterte sich später mehr und mehr und war bis auf den letzten Abschnitt vollendet, als das Wesen, dessen Liebe den Autor begeistert hatte, für immer die Augen schloß. Dies Buch ist das ihr eigens zugehörende Denkmal, wenn auch keines seiner Blätter ihren Namen trägt.

In den Sommer 1824 fällt die große Staatsprüfung in München, welche für Feuerbach sehr schwer und peinlich wurde, weil zu derselben Zeit sein Bruder Karl politisch angeklagt, gemüths- und körperkrank in dem neuen Thurm daselbst gefangen saß.

Da diese Blätter nur eine Lebens-, nicht aber eine Familiengeschichte enthalten sollen, so kann von den Briefen aus dieser unglücklichen Periode nur Weniges mitgetheilt werden. Das furchtbar tragische Schicksal des edlen und genialen Karl Feuerbach ist nur wenigen seiner Freunde in seinem ganzen Umfange bekannt, und es ist auch hier nicht der Ort, den düstern Schleier zu lüften, welcher sein Andenken vor den Augen der Welt verhüllt*).

Die Schmerzen und Kämpfe, welche Anselm um seinen leidenden Bruder bestand, griffen ihn so sehr an, daß ein vierwöchent-

*) Indessen veröffentlicht im „Leben und Wirken Anselm's v. Feuerbach."

licher Aufenthalt in Gastein und der Gebrauch der dortigen Bäder abermals die verlorenen Kräfte ersetzen mußte. Von dieser Reise stammen die Sonette „an Amalie,“ welche die am Schlusse des gegenwärtigen Bändchens beigefügte kleine Auswahl von Gedichten eröffnen.

Eine Sammlung Briefe an Amalie, in welcher gewiß ein reicher Schatz des Geistes und Gemüthes verborgen war, fand sich in dem Nachlaß schwarz gesiegelt mit der Aufschrift: „Nach meinem Tode uneröffnet zu verbrennen.“

Die Prüfung selbst bestand Anselm mit glänzendem Erfolge.

„Ich habe die Nachricht erhalten,“ schreibt er seinem Vater am 25. August, „daß mir einstimmig die erste Note zuerkannt ist, und zwar mit der Auszeichnung, daß sie Keiner mit mir theilt, und Die, welche No. 2 haben, nicht einmal der ersten Note sich nähern. Sage dies der Mutter und auch meinen Brüdern; und lieber Vater, bist Du nun Einmal zufrieden mit mir? Ich habe Ursache, ein bischen stolz zu sein, aus Gründen, die Du vielleicht nicht wirst gelten lassen“ u. s. w.

Im Jahre 1825 endlich erfolgte die damals ersehnte Anstellung an dem Gymnasium zu Speyer, nachdem der Regierungsantritt des Königs Ludwig die Hoffnung auf eine Stelle an dem Nürnberger Lyceum vereitelt hatte.

Nach Speyer — an das Gymnasium — an eine niedere Klasse, wo er Knaben zu unterrichten hatte! — Warum das? — So bleibt ewig die Frage. Warum es nicht wagen, an einer Universität die Laufbahn zu beginnen, für die Natur und Geist ihn bestimmt hatten?

Der Vater hatte fünf Söhne, der älteste von ihnen war verlobt, er mußte versorgt werden. Dies die Antwort. Die traurige Antwort, welche die Grabschrift so manches jugendlich frischen Geistes geworden ist, der unter dem schmerzvollen Drucke ungünstiger Lebensverhältnisse verkümmern mußte.

Lassen wir das jetzt, indem wir einer hellern Lebensperiode entgegengehen, der einzig ungetrübt glücklichen in dem Leben unsres

Freundes. Zuvor abermals ein monatelanges Nervenleiden, dann endlich im Herbst 1826 die Erfüllung seiner heißesten Wünsche in der Vereinigung mit der geliebten Braut.

In einem niedlichen Häuschen an der Stadtmauer, mit dem kleinen Garten voll Rosen und Lilien, finden wir das glückliche Paar am Rhein, und den Freund diesmal, vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben, ohne Schmerzen und Qualen. Befreundete Menschen gingen ein und aus, Musik und Poesie füllten jedes Winkelchen, und der mächtige Apollo thronte über dem Schreibtisch.

Den 10. November schrieb Anselm an den Vater:

„Gewiß ist es eine kleine Doppelblume zu dem Kranze, der an Deinem Geburtsfeste eine liebe Vaterstirne schmücken wird, wenn ein glückliches Paar Hand in Hand vor Dich tritt, um seine vereinten Wünsche darzubringen. Die Erinnerung an einen glücklichen Sohn und eine glückliche Tochter wird kein Fremdling sein in dem Kreise froher Gedanken, der an so schönem Tage, wie ich hoffe, Deine Seele erquicken und Deinen Blick erheitern wird. Deine Kinder glücklich wissen, und wissen, daß sie in ihrem Glücke dankbar Dein gedenken und zum Himmel flehen, daß Du recht lange Zeuge ihres Glückes bleiben möchtest, ist ja wohl für ein Vaterherz wie das Deine das süßeste Gefühl.

„Ich bin durch Amalien ein anderer Mensch geworden. Das Unbedeutendste hat für mich Bedeutung gewonnen. In meinem Zimmer würdest Du jeden Andern eher suchen als mich. Ruhige Ordnung und heitere Thätigkeit bezeichnet jeden meiner Tage. Was mir sonst eine drückende Last war, trage ich jetzt mit Freuden. Meine Klassenarbeiten gehen mir wie spielend leicht von der Hand. Heiter trete ich unter meine Schüler, heiter verlasse ich sie. Auch im Geiste fühle ich mich wie neugeboren, meine Gedanken kreisen wieder in ungestörtem Umschwunge und neue Ideen treten auf. Mit ernstem Eifer und regster Lust werde ich nun wieder an meinen Apollo gehen.

„Laß mich nun mit edlem Stolze die Frage an Dich richten: Weißt Du jetzt einen Vater, der selbst einzig und ausgezeichnet da-

steht, und einen großen Kreis von Kindern um sich her versammelt sieht, von denen keines seiner unwürdig wäre? Ist Einer unter uns, den die Natur stiefmütterlich behandelt hätte, oder dessen Gaben ungenützt verloren gegangen sind, so seltsame Wege Jedem von uns das Schicksal scheint vorgezeichnet zu haben, um dahin zu gelangen, wohin Jeder nach seiner Eigenthümlichkeit gelangen soll? Freut Dich das nicht? Ich schaue oft mit freudigem Stolze auf Dich und dann auf meine Brüder, und bald vielleicht nicht mehr mit Erröthen auf mich selbst."

Im September 1827:

„Ich bin so glücklich, so unaussprechlich glücklich, wie ich nie glaubte werden zu können. Von meinen Schülern fast angebetet, von meinen Vorgesetzten geachtet, in Wissenschaft und Kunst von Tag zu Tage erstarkend, und was mehr als Alles ist, ein unaussprechlich glücklicher Gatte und nun Vater eines gesunden lieblichen Töchterchens. Doch glaube mir, Vater, nicht nur die Liebe zu meiner Amalie und zu meinem Kinde, sondern auch der Gedanke an Dich soll mir eine streng mahnende Aufforderung zu angestrengter Thätigkeit sein, und Dein Beifall, Deine Zufriedenheit der schönste Lohn für mich, wenn mir dereinst, Gott gebe bald, ein Werk gelingen wird, welches würdig ist, Deinen Namen zu tragen und in Deine Hand gelegt zu werden."

In dieser glücklichen Stimmung wurde der Plan des Apollo und der größte Theil der Ausführung desselben entworfen. Die nöthigen Materialien, Bücher und Kupferwerke mußten von Heidelberg und Frankfurt verschrieben werden. Dazwischen boten häufige Ausflüge im Interesse dieser Studien zugleich eine willkommene Erholung dar.

Es ist aus dieser Zeit eine Reihe von Briefen an einen seiner liebsten Jugendfreunde (Freiherrn von Löwe, damals Privatdocent in Heidelberg) vorhanden, von denen zwei hier folgen sollen, die den Stempel von Feuerbach's feinem, lebendigem Humor recht ungetrübt an sich tragen, der sich besonders im Verkehre mit seinen Freunden frei, oft ausgelassen sprudelnd bewegte.

Postzeichen
Speyer, den 3. Novbr. 1827.

„Theuerster, Bester!

„Wo soll ich Worte finden, oder meinem Unmuth Luft machen! Soll ich Dich mit Aristophanes zu den Raben, oder mit Rabener zum Geier oder zum Henker wünschen? Soll ich Dich mit Terenz ein nefas, mit Cicero eine pestis, mit dem vossischen Homer ein Meerscheusal — mit Wieland einen Donnerschlächtigen nennen, oder mehr in den tragischen Ton verfallen und die Echidna des Aeschylus, oder den Bluthund des Shakespeare, den Lumpenkönig desselben und den Pferderückenbrecher, oder die Pulverhornsnase des Sachsenhäusers und den Zipfelszipfel des Isaratheners auf Dich appliciren? Soll ich Dich wie ein Türke verfluchen, wie ein Müllner'scher Bühnenheld verwünschen und ein unabwendbares Schicksal wie einen klirrenden Sporn an Deine Sohlen heften, oder soll ich Dir, ach, mein Auge wird vor Rührung naß — vergeben, Dir auch den linken Backen zum zweiten Schlage bieten, und Dich beschwören, mich wenigstens noch 14 Tage auf meine Bücher warten zu lassen? Muß ich nicht auch die Derbheit obigen Pasquills in so weit wieder gut zu machen suchen, daß ich Rabener'sche Satyre fortan mit der Ironie des britischen Humors vertausche und ganz ernstlich frage, ob Du Deine Bestimmung nicht viel besser erreicht haben würdest, wenn Du bei Brockhaus Bücherspediteur oder amanuensis in der Göttinger Stadt- und Universitätsbibliothek geworden wärest, oder wenn der Vorschlag nicht verworfen worden wäre, den ich kürzlich bei der königl. bair. Regierung des Rheinkreises eingab, nämlich zwischen Heidelberg und Speyer zum Behufe unglücklicher Autoren einen Eilwagen blos für stumme Passagiere (wie sonst für blinde), nämlich für Bücher zu errichten, wobei ich natürlich nicht vergaß, Dich als Conducteur zu empfehlen? Am besten wird es sein, ich lasse Pasquill und Ironie bei Seite und bitte Dich im Ernste, dafür zu sorgen, daß ich die bewußten Bücher bis Montag Abend erhalte. Meine Amalie grüßt Dich."

Postzeichen
Speyer, den 31. August 18..

„Lieber Freund!

„Habt Ihr meinen Brief nicht erhalten, oder bist Du des ewigen Bittens und Fragens müde und fest entschlossen, durch völliges Schweigen mich zu züchtigen? Und Deine Frau! Sonst ist das weibliche Herz zur Milde geschaffen, rührsam und weich — aber seit sie Deinen entsetzlichen Namen trägt — Wie? — Ich schlage an diesen harten Fels und will Wasser, Wasser — nämlich Bücher! Und ich will wissen, wann der Eilwagen geht. Aber Ihr kennt wohl schon keine Straße mehr, als die nach den lombardischen Seen. Nun, so zieht denn hin! Aber meine Verwünschungen sollen Euch begleiten. Siehe, da sei kein Wirth, der nicht mit doppelt und dreifacher Kreide schreibe, keine goldglühende Orange, die nicht eine Brut von Lind- und anderen Würmern durchbohrt hat, unter jedem Myrthenzweige laure ein giftgeschwollener Skorpion, und wenn Ihr Nachts zu schlummern gedenkt —

Da sei des flaumigen Lagers Höhe
Schon besetzt von einem Heere stolzbeinsprunggewandter Flöhe!

„Dann aber, wenn Ihr geprellt und gestochen nur mühselig noch die Wonne der italischen Düfte einathmet, dann zupfe Deine Emilie Dich am Aermel und flüstre Dir zu: Das hast Du verdient an

Deinem treuen Freunde
Anselm Feuerbach,
Professor in Speyer."

In demselben Jahre hatte sich ein schönes, fruchtbringendes Freundschaftsverhältniß mit dem Dichter Platen geknüpft, welches, wenn auch nicht durch fortgesetzten Briefwechsel, doch in poetischem Verkehre wirksam war. Es finden sich in den nachgelassenen Papieren mehrere Gedichte an Platen, sowie auch in Platen's Gedichten eines und das andere an Feuerbach gerichtet ist; z. B. „an den Unbekannten im Morgenblatte."

Wie sehr Feuerbach zugleich durch Geist und Gemüth auch auf seine Schüler zu wirken wußte, hat sich selbst nach seinem Tode noch auf rührende Weise in freundlichen Worten der Anerkennung gezeigt, mit welchen mehrere seiner ehemaligen Zöglinge das Andenken des Entschlafenen ehrten.

„Kein Lehrer hat je in reicherem Maße als Feuerbach die Liebe und Hochachtung seiner Schüler genossen und verdient. Wer von seinen Schülern, welche jetzt meistens in allen Zweigen des öffentlichen Lebens angestellt sind, erinnert sich nicht an das edle, geistvolle Antlitz des kleinen Mannes, bei welchem der Geist mit dem Körper in dem umgekehrten Verhältnisse stand; an die schöne gewölbte Stirne, an das feuersprühende Auge, jene feingebogene Römernase, an den scharfgeschnittenen Mund, aus welchem so oft Worte der Begeisterung und des Geistes in edler Form und beredter Weise strömten.“ So heißt es in einem Nekrolog der Pfälzer Zeitung vom September 1851.

Ja seine Schüler hatten sich selbst das Wort gegeben, ihn nie durch absichtliche Unarten zu kränken und Denjenigen aus ihrer Mitte zu stoßen, welcher dieses Versprechens vergessen würde.

So verfloß ungetrübt das eine, das einzige glückliche Jahr. Gleich einem jener glänzenden Momente innerer poetischer Begeisterung hat es das Leben des Freundes mit einem kurzen Sonnenblick verklärt, und dann ist Alles in das dunkle Wellenspiel des Grundes zurückgesunken. — „Des Menschen Schicksal ist sein Gemüth.“

Im zweiten Jahre schon schien der Himmel sich zu trüben. Alte Uebel fingen an hie und da sich leise zu regen, Reizbarkeit und Schwermuth verdüsterten, wenn auch nur schnell vorüberziehend, doch für Augenblicke das friedliche kleine Paradies. Dazu kamen Unannehmlichkeiten im Amte, die noch leicht zu ertragen gewesen wären, hätte nicht die angestrengte schriftstellerische Thätigkeit, im Verein mit dem mühseligen Amte eines Gymnasiallehrers, Feuerbach's Nerven zu stark angegriffen. „Ach wenn nur der mächtige Apollo einmal unser Hüttchen räumen und in die Druckerei sich begeben wollte,“ klagt Amalie in einem Briefe an ihre Mutter.

Eine Schwester Amaliens, welche nach Speyer zu Besuche kam, erkrankte an der galoppirenden Schwindsucht und starb nach qualvollen Leiden.

Düstere Ahnungen erfüllten von nun an Feuerbach's Gemüth und die heitere Todessehnsucht, welche Amaliens Wesen von Kindheit an so eigenthümlich vergeistigt hatte, sprach sich jetzt, neben der heißesten Liebe zu Mann und Kind, als schmerzliches Verlangen aus. Im Herbst 1829 wurde sie Mutter eines gesunden Knaben und überstand in Folge dessen eine schwere Krankheit noch glücklich; doch war die zarte Blume schon innerlich geknickt. Sie starb den 1. März 1830. Den ganzen Tag hatte es gestürmt, des Abends wurde der Himmel heiter, ein matter Sonnenstrahl legte sich über das blasse Gesicht der Sterbenden — sie lächelte und verschied.

Die Verse, welche an ihrem Grabe nach der Melodie ihres Lieblingsliedes gesungen wurden, hat Feuerbach selbst am Tage vor der Beerdigung niedergeschrieben.

Nach der irischen Melodie „the fated rose."

Verblüht für immer sind die Wangen,
Die still geschäft'gen Hände ruh'n;
Nur Ruhe war Dein letzt Verlangen,
So ruh' nun sanft, Du hast sie nun.
Du gingst dahin, wie Wölkchen schweben,
Beglänzt von Frühlingsmorgenroth;
Ein sanftes Lächeln war Dein Leben,
Ein selig Lächeln war Dein Tod.

Drum werde nicht zu laut die Klage,
Nichts mahne jetzt an Lebensmüh',
Verschließen soll der Mund die Frage,
Warum auch Du, warum so früh?
Unsterblich ist, was Du empfunden,
Was liebend Du so treu vollbracht,

Unsterblich, was in stillen Stunden
Du Schönes, Heiliges gedacht.

Und einst am Tag des Auferstehens
Erweckt einst wieder Deinen Blick,
Ein großer Tag des Wiedersehens
Giebt auch den Deinen Dich zurück.
Dann schauen Gott wir fest verbündet,
Vom Tod erlöst, der nichts mehr raubt,
So hat es Jesus Christ verkündet,
An den auch Du hast treu geglaubt.

Der Vater Feuerbach an seinen Sohn Anselm.

„Lieber armer Anselm!

„Besorge nicht beim Anblick dieser Zeilen, daß ich komme, Dich zu trösten, der ich selbst des Trostes wohl bedürfte. Der Engel, der eine kurze Strecke Dich durch das Leben begleitete, ist nicht bloß Dir gestorben. In ihm habe auch ich ein Wesen verloren, das ich unter Allen, die mir je nahe gekommen sind, am meisten verehrt und geliebt habe. Ist irgend ein Verlust unersetzlich zu nennen, so ist es dieser, und nimmer darfst Du hoffen, auf dieser Erde eine zweite Amalie wieder zu finden. Wie viel Entsetzliches hat das Leben doch unter seinen bunten Schicksalen! Wie ich mit meinem durch so vielerlei Leiden schon gebeugten Geiste und bei meinem gegenwärtigen Körperzustande, die Nachricht von dieser neuen über uns gekommenen Prüfung zu überstehen vermochte, würde ich kaum begreifen, wenn ich nicht oft, und auch diesmal an mir erfahren hätte, daß ein großes Unglück zugleich edleren Naturen die Kraft verleiht, dasselbe zu ertragen. Kleine Quälereien, die nach und nach sich zusammenhäufen, zumal wenn sie von Menschen und ihrer Schlechtigkeit kommen, beugen zuletzt den Geist. Einzeln zu klein

und zu geringfügig, um die Seele zum Widerstande herauszufordern, die das Nichtswürdige verachtet, unterhöhlen sie unvermerkt den Bau ihrer Kräfte, der dann endlich haltlos beim leisesten Anstoß in sich selbst zusammenfällt. Aber ein recht großes Schicksal, das nach seinem Umfange und in seinen Folgen unabsehbar, auf einmal unerwartet mit zerstörender Gewalt über uns hereinbricht — es erschreckt, erschüttert, ruft aber zugleich alle des Widerstands fähigen Mächte unseres Innern gleichsam auf einen Punkt zusammen und erhebt den Geist nach dem Oben hin, von dannen es gekommen ist. Wie tief ich in Amaliens Verklärung meinen Verlust und Dein Unglück, mein lieber, armer, so früh und schon so schwer geprüfter Sohn, empfinde — keine Worte vermögen es auszudrücken. Doch lassen wir, was nicht zu ändern ist, sehen und überlegen wir dagegen, wie zu helfen ist! Darum wiederhole ich, was Dir schon Helene in meinem Namen geschrieben hat: Suche Dich sobald als möglich durch Urlaub von Speyer loszumachen und komme mit Deinen kleinen Waisen in das Vaterhaus. Es ist dieses nicht nur nützlich zu Deiner Beruhigung, sondern auch nothwendig, damit gemeinsam berathen werde, was zunächst zu thun sei und die entferntere Zukunft fordern möge. Ich fühle, daß meine Kräfte merklich abnehmen, und habe die Ahnung, daß ich nicht viele Jahre mehr bei Euch sein werde. In Gemeinschaft mit Dir und Deinen Brüdern möchte ich denn gerne Verschiedenes bereden, überlegen und ordnen, damit ich dann ruhiger, als es mir bis jetzt möglich ist, der Stunde entgegengehen kann, die an sich nichts Erschreckendes für mich hat. Lebe indessen wohl, d. h. ertrage mit männlicher Fassung Dein hartes Geschick. Dignum Deorum spectaculum vir fortis mala cum fortuna.

„Wenn wir beisammen sind, wollen wir uns gegenseitig trösten und erheben und in wehmüthig-seligen Erinnerungen die so früh Verklärte feiern. Ach, es hat mir wie oft geahnt, daß Euer Glück zu groß sei, als daß es lange so dauern könne. Denn wer längere Zeit auf der Welt gelebt hat, findet in dem Spruche der Alten, daß die Götter dem Glück der Sterblichen neidisch zürnen, eine

durch Erfahrung bestätigte, tiefe, schreckliche Wahrheit. Als ich im verwichenen Frühjahr bei Euch war und die sich stets gleiche gottergebene Heiterkeit Amaliens nach dem unmittelbar vorher erlittenen Verlust der geliebten Schwester bewunderte, da erschien sie mir ein übermenschliches Wesen, und ich dachte damals und späterhin noch öfter bei mir im Stillen, was ich mir, wenn so diese Gedanken unwillkürlich kamen, als Aberglauben wieder auszureden suchte. Noch einmal, Gott mit Dir, mein lieber Sohn! Mit Sehnsucht erwartet Dich und die Lieben, die der Engel Amalie Dir geschenkt,

Ansbach, Dein treuer Vater
den 11. März 1830. A. v. Feuerbach."

In Ansbach, wohin Feuerbach seine Kinder zu Amaliens Mutter und älterer Schwester gebracht hatte, sehen wir den Freund, ein Bild des trostlosesten Grames und der Verzweiflung. Für ihn gab es keinen Trost, weder den des festen Willens, der Thätigkeit, noch auch den der Religion. Feuerbach war auf seine Weise fromm, wenn auch nicht in dem gewohnten Sinne des Wortes. Die Religion war ihm die höchste Poesie, und die Poesie wieder Religion. Seine Gemüthsanschauung alles Schönen und Erhabenen war die tiefste Andacht. Zugleich hegte er hohe Achtung vor jeder aufrichtigen religiösen Ueberzeugung, sowie vor den äußeren Zeichen derselben, wie es ihm denn überhaupt eigenthümlich war, überall und allenthalben in der Form zugleich das Wesen heilig zu halten. Mit Hohn und bitterem Spott zog er nur gegen die Lüge zu Felde; und Frömmelei, als Verrath am Heiligsten, war ihm die Sünde, welche nie vergeben werden kann. Persönliche Willenskraft aber zu einer tröstlichen Ergebung im Leiden war ihm nicht eigen. Er ließ den Schmerz ohne Widerstand in sich wühlen und sah in der Resignation der Verzweiflung der eigenen Zerstörung zu.

Um nur etwas zu thun, nahm er für längere Zeit Urlaub. Der Apollo, bis auf die Vorrede vollendet, sollte die Mittel zu einer Reise nach Italien liefern.

Bei Gelegenheit eines übersandten Reisetagebuches schrieb Feuerbach an seinen Freund Löw:

„Dir öffnet die Natur ihr Herz, während ich sie zwinge, in das meinige zu schauen. Dein Gemüth ist wie eine Aeolsharfe, über die der lebendige Odem hinstreift. Ich presse die Natur wie eine Bänkelsängerharfe an eine verwaiste Brust. Mir fehlt nur Eines. Aber es war mein Alles. Zuweilen träume ich mich jetzt an die Küste von Neapel, in die Buchten von Sicilien. Was hilft es? Was mir lieb war, ist auch dort begraben."

Die Verhandlungen in Betreff dieser Reise führten nicht zum Ziele. Feuerbach mußte nach Speyer zurück, während die beiden Kinder in Ansbach blieben. Seine älteste Schwester, welche ihn begleitete, wurde in seinem Hause gemüthskrank. Die Monate schleppten sich fort, die Jahre — und immer Speyer, das trostlose Speyer!

Im Jahre 1833 erst erschien der vatikanische Apollo bei Campe in Nürnberg, aber von so vielen sinnentstellenden Druckfehlern verunstaltet, daß dieses mit so vielen Schmerzen an das Licht gebrachte Werk eine neue Quelle des Unmuthes und der Qual für den Verfasser wurde. Er schreibt seinem Bruder Eduard hierüber:

„Ich danke Dir für Deinen wohlgemeinten Rath, mich aufzurichten. Auch Ludwig Dank. Schon die Ausführlichkeit seines Briefes hat mich gerührt. Das hilft aber Alles nichts gegen ein unmittelbares Gefühl. Auch seid Ihr im Irrthum. Büchern, welche langsam studirt werden wollen, schaden Druckfehler nicht. Meines aber ist ein Kunstwerk; es soll, wie dieses, genossen werden und jede Störung des Gemüthes zerstört die Wirkung und in ihr das Wesen des Kunstwerkes. Und wenn nun vollends die Fehler lächerlich sind, wie ironisch gegen den Ton des ganzen Buches gerichtet, wie z. B. N a t u r statt S t a t u e, C o n s t i t u t i o n statt C o n s t r u c t i o n! Der Vater war krank und ich habe die Correcturbogen nicht gesehen! Wenn nur um Gotteswillen diese, durch jeden neuen Bogen erneute Spannung zu Ende wäre — mit Seelenangst nehme ich jedes Blatt vor und meine Hände zittern fieberhaft. — Ich bin krank, wiewohl nicht körperlich, doch auch körperlich nicht gesund. Ich bin sehr krank — schon seit Monaten, und ich fühle mich nur

nur besser, wenn mein gepreßtes Herz sich in einem Thränenstrome entladen kann. Ich will Dich nicht quälen mit Schilderungen meines Zustandes, der in die Länge zu völliger Geisteszerrüttung führen müßte. Du sprichst von Grillen — Grillen — großer Gott! Und wäre es so, wer an einer schlechten Fischgräte erstickt ist, ist der etwa weniger todt als ein Anderer? Ich bin in einen Zustand völliger Haltlosigkeit verfallen. Mein Amt wird schlecht verwaltet, meine Schüler sind durch meine Reizbarkeit irre an mir geworden. Was ich mache, wird verworren und ungeschickt. Und ist es nicht, als wenn sich alles wider mich verschworen hätte? Ist mir nicht mein Einziges geraubt, meine Kinder? O, daß ich so thörigt war, sie damals von mir zu lassen! Oder hätte ich sie mit der Schwester zurückgenommen! Aber Speyer — das Ufer ist verflucht für mich, hier blüht kein Segen mehr!"

Für solche Gemüthsqualen konnte der glänzende Erfolg, welcher das Erscheinen des vatikanischen Apollo begleitete, nur einen schwachen Ersatz bieten. Von allen Seiten ertönten Stimmen des Lobes, der Anerkennung in Briefen (darunter ein Schreiben von Schelling) und in zahlreichen Recensionen*).

---

*) 1) Berliner Conversationsblatt 1828, Novemberheft, Nr. 223, S. VI — 60. Ueber das Programm von Thiersch.
2) Kunstblatt 1829, Maiheft, S. 141 — über das Programm. (Thiersch.)
3) Neues Archiv für Philologie und Pädagogik. 1830, Nr. 59.
4) Böttigers Artistisches Notizenblatt, 1833, Nr. 14. (Bötticher.)
5) Kunstbatt, 1833, Nr. 67.
6) Neues allgemeines Repertorium von Pölitz, Bd. IV, S. 51.
7) Leipziger Literaturzeitung, 1833. Halbj. II, Nr. 284 und 285. (Weiße.)
8) Heidelberger Jahrbücher, 1834, Nr. 17. (Creuzer.)
9) Göttinger gelehrte Anzeigen, 1835, Nr. 130. (Ottf. Müller.)
10) Blätter für literarische Unterhaltung, 1835, Nr. 244, 245, 246, 247.
11) Rheinisches Museum für Philologie, 3ter Jahrgang, 1835, 4tes Heft. (Welcker in Bonn.)

(Die ersten drei Recensionen beziehen sich auf das Speyerer Gymnasialprogramm 1828, worin der Apollo als Abhandlung gedruckt, aber nur in einem kleinen Kreise bekannt geworden war.)

Nur wenige junge Autoren hatten sich je einer solch allgemeinen Aufmunterung zu erfreuen. Feuerbach's Name wurde neben Lessing und Winckelmann genannt. Seine poetische Auffassung der Kunstwerke war „ein neuer Impuls für die Wissenschaft des Alterthums," er hatte die Kunst als Kunst behandelt, nicht nur als zweckdienliches Mittel zu neuen mythologischen Forschungen, er hatte sie dadurch gleichsam sich selbst zurückgegeben. Das Buch wurde allenthalben als ein classisches auf- und angenommen, der Verfasser aber war und blieb in Speyer!

Der Tod seines Vaters, welcher den 26. Mai 1833 in Frankfurt nach kurzer Krankheit erfolgte, riß eine neue und tiefe Wunde in das kranke Gemüth des unglücklichen Freundes. Nicht lange darauf schied auch sein Bruder Karl von dieser Erde. Doch diesen harten Schlägen, obschon sie auf einer Seite fast vernichtend wirkten, gelang es endlich, die dumpfe Lethargie zu brechen, in welche Feuerbach sich mit all' seinen Schmerzen und Qualen versenkt hatte, und ihn zum Leben und Handeln wieder aufzurütteln. Er eilte zum Beistand der geliebten Mutter und Schwestern nach Ansbach. Und als wenn die ganze Vergangenheit auf einmal brechen sollte, mußte er um diese Zeit auch noch den Tod der Gräfin von der Recke erfahren, die ihm bis an ihr Ende die innigste Theilnahme bewahrt hatte.

Im Herbst 1833 verlobte sich Feuerbach zum zweiten Male, und es war wohl für beide Theile ein ernster Schritt, die Ausheilung dieser nach innen und außen so völlig zerrissenen Existenz zu versuchen. Wenn die tiefste und treueste Hingebung und ein unbegrenztes Vertrauen beglücken kann, so war auch diese zweite Verbindung eine der glücklichsten zu nennen. Aber der frische poetische Frühlingsmorgen war vorüber, der heiße Lebenstag wollte durchkämpft sein, mit seiner Schwüle und seinen Gewittern, und das Glück der Vereinigung bestand darum mehr in einem steten Tragenhelfen der Last und Bürde des Lebens, als im Zusammengenießen der Lebensfreuden, wie liebevolles Verständniß und Einigkeit es sonst zu schaffen vermögen.

Der erste natürliche Wunsch bei dieser neuen Wendung des Schicksals war, den Boden des Unglücks zu verlassen und an einer andern Stelle, in einem andern Wirkungskreise ein neues Leben zu beginnen. An der Universität in München war die Professur der Archäologie durch Schorn's Versetzung erledigt. Feuerbach wurde einstimmig von Facultät und Senat erwählt und vorgeschlagen. Er reiste selbst nach München, um die etwaigen, noch nothwendigen Schritte persönlich zu thun. Es war eine Art von Aberglauben, aber ein so begreiflicher und verzeihlicher, der ihm den Gedanken unerträglich machte, sein neugegründetes Haus dem Speyerer Boden anzuvertrauen.

Von München aus schrieb er den 28. September 1833:

„Wie es eigentlich mit meiner Angelegenheit steht, darüber kann ich durchaus noch nichts Bestimmtes sagen. Jedenfalls wird Dir die Freude bereitet, daß ich hier überall schon las ein Mann, dessen literarischer Ruf für immer fest gegründet ist, mit der größten Auszeichnung empfangen werde. Der große Schelling selbst, über dessen Lippen seit Menschengedenken kein Wort des Beifalls gekommen ist, hat mir gestern das Siegel der Unsterblichkeit auf die Stirne gedrückt. Wie gleichgültig wäre mir das Alles sonst gewesen! Jetzt mag ich diese Lorbeerblätter gerne sammeln, weiß ich doch, wer mir sie freundlich zum Kranze windet."

Leider haben sich die Hoffnungen, welche unausgesprochen in diesem Briefe sich aussprechen, nicht erfüllt. Nach Speyer zurückgekehrt, erhielt er bald darauf die definitive abschlägige Antwort.

„Du gabst mir wiederholt das Versprechen," schreibt er an seine Braut, „daß eine Versetzung nach München Dir nur um meinetwillen wünschenswerth sei. Ich traue fest darauf, daß diese Versicherung aus dem Grunde Deiner Seele kam. So höre denn. Wir haben Entscheidung, aber nicht die gewünschte. Mein Plan mit München ist gescheitert und zwar vollständig. Die Quelle, aus welcher ich dies weiß, ist die zuverlässigste, die sich denken läßt, nämlich der König selbst. Er ließ mir durch den Cabinetssecretair schreiben, daß er nicht im Stande sei, mein Gesuch zu gewähren,

weil die gewünschte Stelle in München gar nicht wieder besetzt werden sollte. Gestern Mittag erhielt ich dieses Schreiben."

Dieser mißlungene Versuch, aus der Gymnasialgefangenschaft sich zu befreien, übte einen sehr traurigen Einfluß auf Feuerbach's Stimmung, und er glaubte nun schon aus dieser einen Thatsache einen Wink des Schicksals für seine Zukunft folgern zu müssen. Indessen überraschte ihn ein sehr ehrenvoller und glänzender Ruf an die Stelle des verstorbenen Staatsrath Morgenstern in Dorpat, als Professor der Kunstgeschichte und Aesthetik. Der Winter ging in schriftlichen Verhandlungen hin, und es kostete manch heißen Gemüthskampf, bis Feuerbach zu dem Entschlusse kam, diese Aufforderung abzulehnen. Theils bestimmte ihn hierzu die Rücksicht auf seiner Kinder zarte Gesundheit, theils auch eine mit der ihm angebotenen Stelle verbundene Obliegenheit, die ihm höchst unangenehm und lästig dünkte, die altherkömmliche Professur der Eloquenz, welche in Dorpat damals noch eingeführt war, endlich die, sich damals schon eröffnende Aussicht auf eine, wenngleich viel bescheidenere Existenz in Baden.

Im Frühling 1834 verheirathete sich Feuerbach und die kleine Familie siedelte sich in Speyer an, in Wahrheit mit nur wenig frohen Erwartungen. Es ist dieser Zeitpunkt deshalb einer besondern Erwähnung werth, weil es für Feuerbach so unbedingt nothwendig war, ein Wesen um sich zu haben, dem er vollkommen vertrauen konnte. Er hat ja nie ein anderes Glück und einen andern Trost gekannt, als den, welchen er aus dem eigenen poetischen Gefühle und aus dem Herzen Derer schöpfte, die er liebte. Für ihn galten die höchsten Güter der Welt, selbst seine eigenen geistigen Erfolge nichts, wenn er sie nicht aus der sichern Heimath eines schon in sich befriedigten Gemüthes anschauen konnte.

Leider sind von der Zeit seiner zweiten Verheirathung an, außer Geschäftsbriefen, Datumsnotizen u. dgl., nur wenige schriftliche Documente vorhanden. Es war ihm behaglich, die Familien- und Freundescorrespondenz von seiner Frau führen zu lassen, und durch mündlichen Auftrag und lesend den Briefwechsel gleichsam

durch seine Gedanken zu unterhalten. Auch von seinen häufigen kleinen Reisen sind nur flüchtige Ankunfts- und Abfahrtsnotizen übrig. Ausgenommen hiervon ist die Reihe Briefe vom Jahre 1839—1840 aus Italien, von welchen ein fortlaufender Auszug diesen Blättern als Beigabe folgen soll.

Es liegt mir schwer auf dem Herzen und ist mir schmerzlich, daß dieser spätere Abschnitt der Lebenserzählung aus Mangel an schriftlichen Beilagen eben nur eine bloße Erzählung ohne eigentlich lebendiges Interesse sein wird. Doch mag sich dies vielleicht in jedem Menschenleben wiederholen. Von dem Keimen, Blühen und Reifen des Geistes ist gar Vieles zu sagen, die Resultate aber, die Früchte, kann sich Jeder selbst mit der Hand wegnehmen. Unter tausend Umwegen und Hemmnissen treibt der gährende und brausende Jugendstrom aufwärts; oben breitet sich die Bahn des gereiften Mannes zu geebneter Fläche, beginnt aber die Senkung, dann geht es rasch und immer rascher thalwärts, bis unten im tiefen Schatten die Ewigkeit das Stückchen Zeit, das sie dem Leben geschenkt, wieder in ihren Schooß zurücknimmt, das ist ja eine alte Wahrheit.

Nachdem Feuerbach elf Jahre seiner besten Jugend- und Geisteskraft dem Gymnasium in Speyer geopfert hatte, folgte er endlich im Sommer 1836 einem Rufe als Professor der Philologie und Alterthumskunde an die Universität Freiburg. Früh genug, um noch viel Schönes und Treffliches zu leisten, viel zu spät aber dennoch für das, was er seiner Natur nach und unter günstigeren Verhältnissen hätte leisten können. Der innerliche Zwist des edlen Bewußtseins und des krankhaften Mißtrauens hatte sich in seinem Schicksal, nach außen gewendet, wiederholt. Das Leben erfüllte die Ansprüche nicht, zu denen er sich berechtigt fühlte. Er war im Kampfe mit sich und mit seiner Zeit, die nichts mit ihm anzufangen wußte, und abermals taucht das prophetische Wort auf: „des Menschen Schicksal ist sein Gemüth.“ Leider — wie man es auch beschönigen will und mag, Feuerbach's beste Kraft war schon gebrochen, als er Speyer verließ, und der traurige Ort am Rhein, die

große historische Grabstätte, bleibt auch das Grab seiner schönsten Geistesblüthe, wie seines schönsten Glückes.

Bei Feuerbach's fast bis zur krankhaften Aengstlichkeit gehenden Gewissenhaftigkeit und seinen häufig wiederkehrenden Nervenleiden war der Beginn der Vorlesungen keine leichte Sache; doch fand er in der Theilnahme und Freudigkeit seiner Zuhörer, die von seiner tiefen, künstlerischen Auffassung, wie von dem vollendet schönen Vortrage gefesselt wurden, einen ermuthigenden Lohn für jede Anstrengung, sowie auch für verschiedene äußere Unannehmlichkeiten, die bei dem Antritt eines neuen Wirkungskreises nie zu umgehen sind, und deren einigen seine Reizbarkeit eine größere Wichtigkeit beilegte, als es sich der Mühe lohnte.

Ein Weihnachtgedichtchen von 1837 mag die damalige Stimmung mit seinen eigenen Worten bezeichnen.

Die Weihnachtkerzen leuchten wieder,
Zum zweiten Mal nun in dem Land,
Wohin wir sehnlich oft den Blick gewandt,
Als wir am Rheine gingen auf und nieder.

Die Weihnachtkerzen leuchten helle,
Doch seh' ich stumm dich fragend an,
War es von mir, war es auch wohlgethan,
Daß ich verließ die heimathliche Stelle?

Doch still, es gilt voran zu schreiten,
Nicht rückwärts sei der Blick gewandt.
Was uns hierher geführt, war Gottes Hand,
Und Gottes Hand wird uns auch ferner leiten.

Und was im Himmel sei beschlossen,
Einst muß es dennoch werden Tag,
Und komm' es trüber stets und Schlag auf Schlag,
Wir halten um so fester uns umschlossen.

Die heitersten Stunden verdankte Feuerbach, neben Freiburgs reizender Natur, die er mit vollen Zügen genoß, der Musik. Die Harfe ruhte freilich schon lange mit zerrissenen Saiten in einem Winkel des Studirzimmers, desto mehr Freude machte ihm ein guter Flügel, und die herrlichen Werke der älteren Meister wurden in vierhändigen Clavierauszügen freudig studirt und genossen, sowie eine schon seit Jahren angelegte Sammlung seltener Nationallieder vermehrt und geordnet. Wie in der bildenden Kunst, so auch in der Musik konnte Niemand ein feineres, tieferes Urtheil besitzen, als Feuerbach. Er fühlte und verstand das Schöne und Geistige in der Musik nicht nur als etwas Fremdes, ihm Vorüberziehendes, sondern er versetzte sich zugleich in den Geist des Meisters selbst, in den Mittelpunkt des Schaffens, und wußte und fühlte so von innen heraus, wie Andere von außen hinein wissen und schließen.

Diese geistdurchdrungene Innerlichkeit war ein Grundzug seines Wesens in allen Kreisen und Interessen des Lebens. Dieser Eigenthümlichkeit war es zuzuschreiben, daß man in seiner Nähe fortwährend lernte und sich bildete, ohne daß man es, oder er selbst es wußte. Er sprach nie etwas Unbedeutendes, und auch die gewöhnlichste Aeußerung gewann in seinem Munde, durch die eigenthümliche Färbung des Humors oder der gemüthlich-poetischen Auffassung eine originelle und tiefere Bedeutung. Wer ihn kannte, liebte ihn darum desto mehr und ertrug willig seine oft unbequemen Stimmungen. Niemand hat treuere und in Wahrheit geduldigere Freunde gehabt, als Feuerbach. Aber er war auch so reich, daß eine Stunde freien, geistigen Ausströmens für Wochen und Monde des düstern Hinbrütens entschädigen konnte. Besonders war sein Witz von einer unvergleichlichen Feinheit und Schärfe, und immer schlagfertig. Doch milderte die tiefe Gemüthlichkeit stets das Verletzende der Waffe, und es war oft, als wenn sein feiner Spott den Gegenstand desselben nicht beleidigen könnte, weil er ihn vergeistigte.

Mit solchen Gaben war Feuerbach geschaffen, in geselliger Beziehung wie auf den Höhen der Wissenschaft zu glänzen. Niemand

war mehr als er des feinen, geistreichen Tones mächtig, welcher die Gesellschaft auf anmuthige Weise in der geistigen Schwebe erhält, ohne sie weder auf der einen Seite in fade Alltäglichkeit, oder auf der andern in schwerfällige Gelehrsamkeit sinken zu lassen. Und doch wieder war Niemand schroffer, einsilbiger, in sich selbst verschlossener, unzugänglicher, als eben er. Ein Wort, ein Blick, durch welchen der Dämon des Mißtrauens geweckt wurde, und die Verstimmung bemächtigte sich seines ganzen Wesens; dann war es eine Qual und eine Bitterkeit, die ihn rastlos in sich selbst umherjagte. Wirkliches und eingebildetes Leid galt dann gleich, und er gefiel sich zur Zeit solcher Mißstimmungen in den abenteuerlichsten Combinationen, welche ihn später, wenn die finstre Macht gewichen war, selbst gutmüthig lächeln machten.

Diese Eigenheit der so schnell wechselnden Stimmungen, welche ihren Grund in der grenzenlosen Reizbarkeit seiner Nerven und seines Gemüthes hatte, war das Einzige, was sein häusliches Glück, ich will nicht sagen im Ganzen gestört, aber doch im Einzelnen oft getrübt, und ihm und den Seinigen, ach, wie viele heitere, glückliche Stunden geraubt hat. Bei dem Reichthum seiner edlen Seele, in welcher nie ein unreiner Gedanke aufstieg, bei so viel rührender, zarter, opferfähiger Herzensgüte ein unersetzlicher — ewig schmerzender Verlust!

Das Jahr 1838 war mit Vorbereitungen und Plänen zu der endlichen Erfüllung seines heißesten Lebenswunsches, einer Reise nach Italien, ausgefüllt.

„Ach, endlich — endlich — ein solches Glück für mich!“ sagte er oft, „wenn es nur nicht zu spät ist!“

Der 1. August 1839 war der Tag seiner Abreise. Er ging über Mailand und Venedig nach Florenz. — Dann zur See nach Neapel. Im Spätherbst reiste er nach Rom, wo er den ganzen Winter verweilte. Der Frühling wurde zu einem sechswöchentlichen Studium in den Gräbern des alten Etruriens benützt. Im Mai 1840 kehrte er über Genua und Turin nach Freiburg zurück, mit einem Reichthum von wissenschaftlichen Schätzen, welche von einem

wahrhaft übermäßigen Fleiße Zeugniß geben. Leider ist von diesem herrlichen Vorrathe an Ausarbeitungen, Notizen und Zeichnungen, außer einer Reihe von Abhandlungen über die etruskischen Gräber im Kunstblatte, nur sehr wenig bekannt geworden.

Es beruhte dies, außer der körperlichen Reizbarkeit, die überall und allenthalben störend eingriff, auf einer Eigenheit Feuerbach's, welche man in ihrer Folge und Wirkung fast eine Grille nennen dürfte, wenn sie nicht so genau mit der ganzen Richtung seines Wesens verbunden gewesen wäre, und als ganz unmittelbarer Ausfluß desselben gelten müßte.

Es war seine Natur, in Allem, was geschah und was zu thun er sich vornahm, fortwährend das ungetheilte Ganze in allen seinen Beziehungen zu erblicken, ohne die einzelnen Theile ablösen zu wollen, durch welche die Vollendung des Ganzen erreicht wird. Sein, wenn ich so sagen darf, fast andächtiger Cultus für die Schönheit der Form, in welcher er nur die Idee des Lebens selbst, d. h. die lebendige Verkörperung des Geistes sah, trat hier seinem eigenen Schaffen störend entgegen. Er stand vor einer steilen Höhe, ohne die Stufen zu sehen, welche auf den Gipfel führen. Was er wollte, war als fertiges, idealisches Gebilde vor seiner Seele, aber es durch stückweises Handanlegen anzutasten, dazu fehlte ihm die Energie des Wollens und Handelns.

War er endlich nach manchem Kampfe zu dieser Selbstüberwindung gelangt, so wollte er nichts aus der Hand geben, was nicht ganz und gar in Inhalt und Form vollendet war, und das Arbeiten und Meißeln wurde so lange fortgesetzt, bis sehr häufig ein anderer, weniger ängstlicher Autor ihm zuvorkam, die Sache, wenngleich in roherer Form, doch frisch weg an's Licht brachte, und ihn seine Arbeit verzweifelnd bei Seite werfen machte.

Seine Sorglichkeit, Alles in der besten Form zu geben, erstreckte sich selbst bis auf den unbedeutendsten Brief, deren jeder in Styl und Schrift, ja bis auf das goldgeränderte Papier herab, welches er sehr liebte, immer tadellos sein sollte. Deshalb war er auch ein so seltener und träger Correspondent.

Die italienischen Briefe machen hiervon eine Ausnahme, sie fanden sich in dem Nachlasse auch von Feuerbach's Hand selbst numerirt und mit Notizen versehen. Er hatte den Plan, die ganze Reise unter dem Titel: „Archäologische Spaziergänge" zu bearbeiten, wozu noch einige Anfänge vorhanden sind. Ein anderer, größerer Plan war, die berühmtesten Statuen des Alterthums, jede einzeln, als Mittelpunkt der Geschichte, der Kunst und Poesie ihrer Entstehungszeit, nach der Art wie den Apollo, in zusammenhängender Gliederung zu betrachten.

Die Reise hatte nicht so günstig auf Feuerbach's Gesundheit gewirkt, als man es von der Erfüllung eines so lange ersehnten Wunsches erwarten durfte. Klima und unmäßige Anstrengung waren ihm vielfach schädlich gewesen, und kaum zurückgekehrt, begannen die gewohnten Uebel wieder ihre Herrschaft zu behaupten, wozu sich ein wachsendes Mißbehagen mit seiner Stellung in Freiburg gesellte. Die italienische Reise hatte Feuerbach wieder mehr als je den eigentlichen Beruf seines Geistes zum Bewußtsein gebracht, und es tauchten in dieser Zeit frühere Wünsche in ihm auf, Gedanken an Versprechungen, welche bei seiner Uebersiedelung nach Baden laut wurden. Schon damals hatte man ihn einen ungetheilten Beruf für die Kunst in dem ihm stets so lieben Heidelberg als das Ziel seines Lebens erblicken lassen.

Mit Unterbrechung größerer und kleinerer Bade- und Erholungsreisen, die sich leider nur immer zu sehr als absolute Nothwendigkeit darstellten, verflossen in gleichförmiger Weise die nächsten Jahre. Musik und Natur die einzige Zerstreuung. — Die Kinder wuchsen heran und gaben dem Herzen des Vaters die süße Befriedigung, daß sie seines Geistes und Namens sich würdig bewähren würden. Besonders glücklich machte es ihn, in seinem Sohne ein entschiedenes Künstlertalent sich entwickeln zu sehen.

Im Herbst 1842 hatte Feuerbach einen zweiten geliebten Bruder verloren. Eduard Feuerbach, Professor der Rechte in Erlangen, welcher, bei seinem Bruder Ludwig in Bruckberg zu Besuch, nach einer kaum zehnstündigen Krankheit dahingerafft wurde. Die-

ser eben so unerwartete, als schmerzliche Verlust schlug Feuerbach eine tiefe Wunde, von welcher er sich lange nicht erholen konnte.

Und jetzt — zögernd und mit innerlichem Widerstreben, gelange ich zu einem Zeitabschnitte, welchen ich am liebsten gar nicht berühren möchte, aus Furcht, im Namen und Andenken des Geschiedenen den Vorwurf der Unfreundlichkeit und Undankbarkeit auf diese Blätter zu laden. Dennoch fordert die Wahrheit ihr Recht, und so möge denn die einfache Thatsache sprechen, Niemand zu Vorwurf oder Kränkung, sondern einzig als nothwendiger Anhaltspunkt all' der Geistesfäden, welche sich in dem Leben des Freundes gerade an diesem einen Punkte festgeknüpft hatten.

Die Pensionirung des Geheimen Rath Creuzer schien ein günstiger Zeitpunkt für die Erfüllung von Feuerbach's Lieblingswunsch, eine Versetzung nach Heidelberg, nachdem mehrere frühere günstige Momente schon fruchtlos vorübergegangen waren. Die philologischen Vorlesungen an der dortigen Universität sollten in der Weise getheilt werden, daß für die Professur der Archäologie und der, in diese Richtung einschlagenden Fächer ein eigener Lehrer angestellt werde. Für diese Stelle gab man Feuerbach die sicherste Hoffnung. Es liegt hierüber eine, beinahe den Zeitraum von zwei Jahren, 1844—1846, umfassende, wie es in solchen Sachen begreiflich ist, sehr unerquickliche Correspondenz vor. Das Kurze von der Sache ist:

Die Universität hatte Feuerbach einstimmig an erster Stelle in Vorschlag gebracht, das Ministerium die Bestätigung ertheilt. Man benachrichtigte Feuerbach privatim von der günstigen Entscheidung seiner Angelegenheit. In öffentlichen Blättern wurde seine Ernennung von allen Seiten unzweifelhaft angekündigt. Die Freiburger Zeitung brachte, wenn ich nicht irre, den 21. December 1846 denselben Artikel; unmittelbar darauf folgend aber in demselben Blatte einen Auszug aus dem Regierungsblatte, in welchem die definitive Besetzung des Lehrstuhls der Archäologie in Heidelberg durch einen andern badischen Gelehrten veröffentlicht ward.

Das ist nun freilich an sich eine sehr gewöhnliche Sache und

jedem Berufsmenschen wird es im Leben begegnen, daß ein Anderer eine Stelle erhält, die er sich gerade wünschte. Hier aber traten gar viele eigenthümliche Beziehungen hinzu, um diese unerwartete und auf so überraschende Weise mitgetheilte Nachricht zu einer traurigen Katastrophe zu stempeln. Wer diese Einzelnheiten kennt, wird sich nicht wundern, daß bei Feuerbach's Reizbarkeit und nachdem alle seine Gedanken, Arbeiten und Pläne seit Jahren sich an dieser Hoffnung festgerankt hatten, der Eindruck ein tiefer und unheilbringender war.

Nicht als ob in dieser getäuschten Erwartung der Grund seiner spätern Krankheit zu suchen wäre, das würde zu viel gesagt sein; aber in seinem leider nur zu wohl vorbereiteten Organismus wurde sie die erste Veranlassung zum Ausbruch eines Leidens, von welchem sich Feuerbach nicht wieder erholt hat.

Heftige Nervenzufälle, theilweise Lähmung der rechten Hand, welche den Dienst des Schreibens völlig versagte und mehrere andere beunruhigende Symptome deuteten auf ein von Grund aus zerrüttetes Nervensystem, während der heftige Blutandrang Schlagfluß befürchten ließ. Die sorgfältigste Pflege seines treuen Arztes und Jugendfreundes, Hofrath Schwörer, so wie der Rath des damals zur Consultation gezogenen Professor Stromeyer konnten nur wenig fruchten. Feuerbach selbst fühlte sich trost- und hoffnungslos. „Als ich ein Knabe war," sagte er eines Abends, „da legte ich meine Zeichnungen einem Maler vor — der sprach, das wird ein großer Künstler. Als Jüngling las ich meine Gedichte vor: — er wird ein großer Dichter, sagte man. Als ich meinen Apollo geschrieben hatte, hieß es: er ist ein großer Gelehrter. Was bin ich nun? — ein elender kranker Mensch. In Speyer haben sie meinen Geist begraben, hier könnt Ihr nun den Leib verscharren."

Indessen verdüsterte der politische Horizont sich mehr und mehr. Der Winter 1847 trieb Alles auf die Spitze, endlich schlug die Februarrevolution ein, und der Sturm näherte sich von Tag zu Tag unseren Grenzen.

Feuerbach war viel zu sehr Poet, um Politiker sein zu kön-

nen. Seine politische Gesinnung war die Humanität einer edlen Seele, die sich von den Extremen der beiden feindlichen Parteien gleichzeitig verletzt und abgestoßen fühlte. Dennoch hatte er Momente, in welchen er mit prophetischem Sinne und dem feinsten Scharfblick das Kommende vorauszusagen wußte. „Was wollt Ihr?" schloß er dann gewöhnlich, „Europa ist altersschwach. In seinen letzten Zuckungen wird ihm kein Arzt helfen, weder mit Geist noch mit Eisen."

Als die Bewegungen in der nächsten Nähe sich regten, vergaß Feuerbach zuweilen seine trübe Stimmung und lachte über die „Tertianerstreiche," wie er sie nannte. Später erregte das Stück Geschichte, welches sich unter seinen Augen begab, sein Interesse in höherem Grade und drängte die persönlichen Empfindungen mehr in den Hintergrund zurück.

Doch wich Feuerbach's momentane Anspannung, so wie die äußere Veranlassung nicht mehr vorhanden war, und machte der alten Niedergeschlagenheit Platz. In der völligen Unfähigkeit, sich geistig zu beschäftigen, gab er dem Rathe der Aerzte und dem Bitten der Seinigen nach, Freiburg für längere Zeit zu verlassen.

Einen Theil des Sommers brachte er mit seiner Familie in Baden-Baden zu, den Herbst und Winter in Heidelberg. Die ärztlichen Consultationen wollten zu keinem Resultate führen. Außer Hofrath Pfeufer in Heidelberg wurde noch wiederholt sein Schwager, Dr. Heidenreich in Ansbach, und früher schon auch sein Jugendfreund, Dr. Heine in Germersheim, zu Rathe gezogen, andere vorübergehende ärztliche Besprechungen nicht mit eingerechnet.

Aus dem Notizenbuche.

Mühsam und fast unleserlich gekritzelt. September 1848.

„Ueber meine Gesundheit wenig sichre Hoffnung auf Besserung, auf völlige Genesung gar keine. Abermalige Consultation

— o, die wievielste! Mein Leiden ist Ueberfülle der Venen des Gehirns und Nervenüberreiz. Nicht wehmüthig, aber in der stillen und stetigen Trauer einer tiefen Resignation den Gedanken in's Auge gefaßt, daß meine geistige Laufbahn vielleicht für immer geschlossen ist."

In Heidelberg lernte Feuerbach den Dr. Hettner kennen, der damals dort Privatdocent war und dessen freundliches Entgegenkommen er mit der herzlichsten und liebevollsten Theilnahme erwiederte. Damals dachte er freilich nicht, daß derselbe junge Freund, in dessen wissenschaftlicher Richtung er so gern seine eigenen Ideen frisch und verjüngt wiederfand, dazu bestimmt war, die Werke seines stillen Fleißes so bald schon als das Andenken eines von der Erde Geschiedenen der Welt zu übergeben.

Im Frühling 1849 kehrte Feuerbach etwas gekräftigt nach Freiburg zurück, um seine Vorlesungen, wenigstens theilweise, wieder aufzunehmen. Kaum hatte er begonnen, als die Revolution das ganze Land in die tiefste Verwirrung stürzte. Diesmal war Feuerbach auf das Höchste gereizt. Indignation und Beängstigung steigerten sich bis zu körperlichen Nervenzufällen. Jeder Tag, jede Stunde brachte neue Aufregung. Die Vorgänge sind zu bekannt, als daß sie einer Erwähnung bedürften. Um die schlimmsten Folgen für seine Gesundheit zu verhüten, blieb zuletzt nichts übrig, als ihn so schnell als möglich aus dieser unheilvollen Nähe wegzubringen.

Die Zeit der völligen Auflösung der badischen Armee brachte er theils im Elsaß, theils bei einer theuren Freundin in Basel, in Ruhe und Sicherheit zu. Doch waren dies der Stürme zu viel gewesen für sein tief ergriffenes Gemüth und seinen leidenden Körper. Sommer und Winter verging unter wechselnden Versuchen zur Arbeit und völligem Darniederliegen.

Im Frühling 1850 kam er um seine Pensionirung ein; gerieth aber unmittelbar nach diesem Schritt in die fürchterlichste Gemüthsaufregung, so daß es als ein Glück angesehen werden mußte, daß die Universität, freundlich anerkennend, die Erfüllung dieses

Gesuchs in einen abermaligen Urlaub verwandelte. Indessen besserte sich Feuerbach's Zustand in keiner Weise. Eine Consultation mit Herrn Dr. Roller, Director der Irrenanstalt in Illenau, führte zu einem achtwöchentlichen Aufenthalte in einem kleinen, reizenden Badeorte, eine halbe Stunde von Illenau entfernt, welches letztere er so häufig als möglich auf seinen Spaziergängen besuchte. Die ersten Wochen unter der sorgfältigen und liebevollen Behandlung des edlen Arztes zeigten eine ganz überraschende Besserung. Aber ach — es war nur das letzte Aufleuchten der Lebenskraft.

Nach Hause zurückgekehrt, fand er sich gemüthlich beruhigt, aber körperlich sehr leidend an Athmungsbeschwerden und Herzklopfen. Das Gehen wurde ihm schwer, doch beschäftigte er sich hie und da mit kleinen Arbeiten. Ein lebendigerer religiöser Zug sprach sich in seinem Wesen aus, ein Hang zu sinnigen Betrachtungen. Er suchte gern im Stillen das Freie auf, die Sonne — sein Gang war langsam und gebückt, das Gesicht so blaß und abgemagert.

Abermals vergingen drei Monate — und nun muß ich den Vorhang heben, welcher die letzten Monde der Qual und des Leidens birgt; den Vorhang des Allerheiligsten, das ist, des tiefsten, verzehrenden Schmerzes. Wie gut ist es, daß der Leser nicht die Selbstüberwindung des Herzens kennt, das in seinen eigenen Wunden wühlt, nicht weiß, ob die Zeilen, denen sein Auge folgt, mit Thränen oder kühler Dinte geschrieben sind.

Mitte November des Jahres 1850 wurde Feuerbach ernstlich krank. Heftige Anfälle von Herzklopfen und Beklemmungen, mit einer völligen Ermattung des ganzen Wesens verbunden, steigerten sich zu einem so hohen Grade, daß sein treuer Arzt und Freund Schwörer nach wenigen Wochen die Krankheit als eine beginnende Nervenauflösung für hoffnungslos erkannte.

Im Laufe des Winters bildete sich Herzwassersucht aus, wobei der Kranke an unbeschreiblich qualvollen Beängstigungen litt, und seine gereizte Fantasie ihn in den langen, schlaflosen Nächten auf die traurigste Weise marterte. Die Trostlosigkeit seines Zustandes

bestrebte er jetzt vor sich selbst zu verbergen, und verlangte nur immer sehnsüchtig nach dem Frühling. Er hörte es so gern, wenn man ihm Muth einsprach. „Glaubst Du das? — Glaubst Du das wirklich?" sagte er so ängstlich rührend, und dann: „Nun, ich will es auch glauben. Ich will hoffen — ich will vertrauen!"

In dieser Zeit ließ er sich viel vorlesen, was er sonst nie geliebt hatte; doch immer nur in kurzem Zeitmaße, von Pausen unterbrochen. Vorzugsweise mochte er gern Biographieen und Reisen anhören. Für wissenschaftliche Lectüre war er zu schwach. Die Bibel hatte er oft zur Hand und wählte sich einzelne Stellen, oder erquickte sich an der Herrlichkeit der heiligen Poesie in den Psalmen.

Er war bis dahin bei vollkommenem Bewußtsein, ja er hatte Momente, in welchen die Feinheit und Schärfe seines Urtheils ganz ungetrübt in einzelnen Lichtblitzen aufleuchtete, aber es waren nur Momente.

„Es ist Alles so verschwommen," klagte er dann wieder, „ich kann Nichts festhalten. Mir ist so eigen, ich bin nicht zu Hause bei mir. Meine Gedanken ziehen alle so wunderbar in die Ferne — so weit — so weit weg. —"

Es kam der Frühling, es kam der Sommer. Die Krankheit schwankte auf und ab; immer dasselbe Leiden. Nur daß die Kräfte immer mehr abnahmen, nur daß die Leidensgestalt sich mehr und mehr zu einem Marterbilde ausprägte. Er war reizbar, heftig, oft bis zur Wuth, dann wieder weich, in Thränen ausbrechend, voll Schmerz, einem seiner Lieben wehe gethan zu haben.

Bis zum Juli war er noch im Stande, hie und da in's Freie zu fahren. Die Schönheit des Gedankens war seinem Sinne getrübt, aber die Schönheit der Natur übte noch den unveränderten Zauber auf sein Gemüth. Als er das letzte Mal ausfuhr, da lag auf dem Rückwege die ganze Kette des Schwarzwaldes in rosiger Abendbeleuchtung vor seinen Augen. „So schön ist es in Freiburg," sagte er, „hier sollte man sterben!" Jede Stunde Sonnenschein und warme Luft genoß er am offenen Fenster. Ach, wie oft hat er über dem Rauschen des kleinen Flusses, dem Flüstern der

Pappeln, über den lieblichen Lichtern auf Berg und Wiese auf Augenblicke sein Leid vergessen.

Dann aber wurden die Augen trübe, der dunkle Schleier der Krankheit verdüsterte ihm die freie Ferne. Jetzt waren es Blumen, an denen sein Schönheitssinn sich erfreute. Stundenlang konnte er die Anmuth und Zierlichkeit eines Straußes oder einer Blüthe bewundern. Für alle Blumen, welche die Jahreszeit brachte, hatte er eine eigenthümliche Auffassungsweise. Unvergeßlich bleibt uns die Freude über einen Strauß von weißen Glockenblümchen, an denen noch kleine Regentropfen glänzten, und die Sehnsucht nach dem Aufblühen der Passionsblume, der „heiligen Pflanzenhieroglyphe," wie er sie nannte.

Doch konnte uns in diesem, wenngleich noch immer sinn- und fantasiereichen Spiele nicht verborgen bleiben, daß die geistige Erschöpfung mit der körperlichen Schritt um Schritt voranging. In den Nächten schien der Kranke nun meist bewußtlos, und doch wußte und fühlte er sich. Fast schauerlich war es zu sehen, wie das Gedankennetz gleich einer Maschine von selbst arbeitete, ohne daß der leitende Wille die Oberaufsicht führte. Zuweilen konnte man die Gedankenarbeit, wenn ein unfreiwilliges in der Denkkraft Wühlen so genannt werden darf, durch geschicktes Eingreifen leiten, wenn es gelang, durch ein zu rechter Zeit hingeworfenes Wort oder einen Gedanken die Fantasie anzuregen.

Um ein Beispiel unter vielen anzuführen, versuchten wir es in einer Nacht des trostlosesten Jammers, durch die Beschreibung eines kleinen Badeortes und der Reise dahin den theuern Kranken zu beruhigen. Dabei wurde absichtlich das Wort „Tannenwald" mehrmals mit Nachdruck ausgesprochen. Nun begann die Arbeit.

„Tannenwald — Tannenwald!" Er beschrieb jetzt, wie es eng und düster sei, die Luft drückend. „Ich sehe es ja," sagte er, als wir an die Stelle des beängstigenden Bildes schnell ein sonniges Wiesenthal unterzuschieben versuchten.

Seine dunklen, abgerissenen Worte und Ausrufungen während der Nacht ließen auf ein stetes Arbeiten der Seele schließen. Ge-

wöhnlich fehlte der Nachsatz. Eine oft wiederholte Klage war: „ich muß vergessen, so viel vergessen! Die Mittelglieder fehlen alle, denn — — —"

Die Liebe zu seinen Kindern war fast noch der einzige Magnet, welcher die armen, zerstreuten Gedanken sammeln konnte. Es war so rührend, wie bei jeder solch lieben Erinnerung ein schwaches Lichtchen, gleich mattem Kerzenschein, über die kranken Züge schlich. Oft auch brachte ihn des Abends ein leises Beten zur Ruhe und er entschlief, den sanften, frommen Worten horchend.

Vier Wochen vor seinem Ende lähmte ein schlagartiger Nervenanfall die rechte Seite und raubte ihm den freien Gebrauch der Sprache. Das Erstere wurde ihm nicht sogleich bewußt, die Schwierigkeit aber, sich auszudrücken, brachte ihn zur Verzweiflung.

„Meine Sprache, meine Sprache!" jammerte er, „und welche Sprache," setzte der Rest seines früheren Selbstbewußtseins hinzu.

Von hier an begann ein zollweises geistiges und leibliches Absterben*); doch auch durch diese martervolle Zeit weht noch ein versöhnender Hauch der Poesie, die Annäherung des Todes mit mildem Schleier zudeckend.

Ein freundlicher Nachbar, ein Musiker, hatte oft Violinquartett bei sich, weil es dem lieben Kranken Freude machte. Das letzte Mal sagte Feuerbach beim Beginne eines Adagios von Mozart (die Fenster waren geöffnet und er lag todesbleich auf seinem Bette):

„Ich höre Amalie rufen, so süß und reizend!" Dann setzte er langsam und träumerisch hinzu: „Ja, ich werde sanft und selig entschlafen — ganz gewiß — ganz sanft — ganz selig." Dies waren seine letzten verständlichen Worte.

Den Tag darauf raubte ihm ein zweiter Anfall die Sprache völlig, doch gnädig, auch das Bewußtsein mit. Er versank in eine Art traumähnlicher Agonie, in welcher er weniger zu leiden schien. Seine Züge waren dabei fast heiter und still aufmerksam, als hörte

*) Die Leichenöffnung hat theilweise Erweichung des Gehirns und Fehler im Herzen und in der Lunge nachgewiesen.

er recht lieben süßen Worten zu. In diesem bewußtlosen Zustande wiederholte er fortwährend eine eigenthümliche Bewegung des linken Armes, den er gegen seine sonst gewohnte hastige Art, langsam und sanft erhob, so weich, so voll Grazie, wie nur der beste Mimiker es lehren mag, während die Hand die Bewegung eines aus der Ferne freundlich Grüßenden oder etwas Darreichenden nachahmte. Den Tag vor seinem Tode hob er die Hand, in derselben anmuthigen Weise einen Kreis beschreibend, hoch empor, ließ sie mehrere Secunden ruhig nach oben gerichtet, dann sank sie eben so langsam zurück.

Bald nachher erwachte der Kranke aus dieser acht Tage andauernden Lethargie; doch konnten nur seine ängstlich flehenden Blicke und der krampfhafte Druck seiner Hand zu uns sprechen. Die folgende Nacht und der Tag zogen in trüber Qual vorüber, bis den 7. September Abends fünf Uhr der Bote des Todes plötzlich in einer grauenvollen Verzerrung über die leidenden Züge flog. Der Anblick dauerte kaum eine halbe Minute. Ein kurzer Schlummer folgte. Mit dem Erwachen begann ein heißer stummer Todeskampf, welcher bis gegen zehn Uhr dauerte. Dann hörte die Qual allmählich auf, der Athem wurde leiser und langsamer und die Augen blieben ungebrochen groß und hell gen Himmel gerichtet stehen. Eine heilige sanfte Verklärung breitete sich über die Züge. Krankheit und Schmerz verschwand, und als der letzte leise Hauch gegen Mitternacht entflohen war, lag die blasse Gestalt, selig vom Wiederscheine einer ewigen Jugend umflossen, vor uns. Er war sanft und selig gestorben, er hatte es ja zuvor gesagt.

Vor dem stillen Bilde voll heiligen Ernstes und Friedens, auf weißen Kissen ruhend, von seinen Büchern und blühenden Blumen rings umgeben, falle der Vorhang nieder.

Freiburg, Weihnachten 1851.

Henriette Feuerbach,
geb. Heidenreich.

Italienische Briefe

aus den Jahren 1839 und 1840.

Zürich, den 2. Septbr. 1839.

So habe ich zum ersten Male meine Reisemappe geöffnet, und sitze, während es draußen noch stürmt und regnet, in einem gar traulichen Eckzimmer hier, um Dir zu schreiben. Die letzten herben Stunden unsres Zusammenseins, unsres Abschiedes, hast Du nun wohl überwunden und Du denkst an mich mit beruhigtem Herzen. Das Gewühl auf der Post betäubte mich, und als der Wagen auf dem Pflaster hinrasselte, meinte ich wie im Fluge in das Land meiner Jugendsehnsucht entrückt zu werden. Aber vor dem Thore wurden mir denn doch die Augen feucht, als ich das Wagenfenster öffnete und nach Deinen erleuchteten Fenstern blickte, in der Hoffnung, Deinen Schatten wenigstens noch einmal zu haschen, und nun ein fürchterlicher Staubwirbel und Regenguß mich schnell wieder zu schließen zwang. Bei einem zweiten Versuche waren schon die Fenster nicht mehr sichtbar. Ich hüllte mich in meinen Mantel und verfiel bald in einen betäubenden Schlaf. Erwachte ich, so fühlte ich mich ruhig; und bei dem Gedanken an Italien, der mir ordentlich hörbar vor den Ohren summte, fühlte ich mich manchmal auf eine ganz eigenthümliche, mir unbekannte Art freudig erschüttert.

Als wir die Höhe von Stühlingen 5 Uhr Morgens erreicht hatten, hörte der Regen auf, und vor mir lag die ganze Alpenkette. Schwere Regenwolken bedeckten den Himmel, die nächsten Thäler und Waldungen lagen in grauen Nebel verhüllt; die ganze Alpenkette zeigte nur zwei Farben, das tiefste Dunkelblau und das Silberweiß des Schnees. Später erfreute mich das herrliche Grün der

Wiesen und die schon herbstlich gefärbten, wahrhaft prächtigen Eichenwälder, durch welche wir fuhren. Ich glaubte schon so weit zu sein, von der deutschen Vegetation einen heiteren Abschied nehmen zu müssen, bis mich ein anhaltender, Alles verhüllender Regen erinnerte, daß ich dem nordischen Nebellande noch nicht entronnen bin.

Für den Mangel an Aussicht entschädigten mich bald drei Officiere der eidgenössischen Armee, die in Eglisau einstiegen, um unter dem Schutze des Kutschenhimmels zu den übrigen Truppen zu stoßen, welche sich Sonntags in Zürich sammeln sollten. Es ist nämlich eine Revolution im Werke, und ich habe alle Hoffnung, hier noch einen Act dieser mir neuen Comödie mit anzuschauen. Es gilt heute, ob die jetzige Regierung sich behauptet, oder nicht. Zu Tausenden ist es diesen Morgen nach einem benachbarten Orte zur Volksversammlung geströmt, trotz des Regens, der schlecht zu Julitagen passen will. Wenn das Blut eben so stromweise fließen wird, so giebt es ein gräuliches Spectakel. Aber unser Herr Gott giebt das Wasser umsonst; und was das Blutvergießen betrifft, denke ich, wird es so schlimm nicht werden.

Ich habe heftige Kopfschmerzen und fühle doch einen unwiderstehlichen Drang zu schreiben. Gestern und heute wandelte mich bei dem Gedanken an die Ferne, in welche ich ziehe, eine gewaltige Sehnsucht an. Aber dem Schmerzlichen, was diesem Gefühle beigemischt ist, suche ich mit allen Kräften Widerstand zu leisten, und meiner bewegten Fantasie ein ruhiges Bild der lieben Heimath abzugewinnen. Das gelingt mir denn auch; so hoffe ich, wird auch das Uebrige gelingen.

Eben kommt Freund L. nach Hause. Die ganze Stadt ist in der lustigsten Bewegung. Die Soldaten haben sich geweigert, Patronen anzunehmen; es werden also nur Worte verschossen werden. Und siehe — da theilen sich auch die Wolken! Es wird helle, und wenn ich nun den Brief zur Post trage, über die herrliche, neugebaute Brücke, werde ich den See mit seinen roth und weißen Wimpeln sehen!

Mailand, den 7. September.

Ich benutze die ersten Morgenstunden der Ruhe, die ich mir gönnen muß, nach zwei schlaflosen Nächten und dem betäubenden Andrang eben so fremder als entzückender Gegenstände, welche gestern und vorgestern mich bestürmten.

Vorgestern Abend, damit will ich beginnen, um $4^1/_2$ Uhr erreichten wir hinter dem Gipfel des Splügen die italienische Grenze und die erste Dogana. Starre, baum- und strauchlose Klippen rings umher; zwei einsame Häuser; nach der Tiefe zu Berg über Berg, Klippe über Klippe, wie hinter uns und neben uns. Ein freundlicher Italiener mit dem österreichischen Jägerhute kam an den Schlag: „Signori, i passaporti!“ Kannst Du glauben, daß mir bei diesem prosaischen Gruße die Augen feucht wurden? Es war ja aber der erste in italienischer Sprache!

Während die Pässe in Ordnung gebracht wurden, sah Einer von den Doganieri, den die Langeweile plagte, das an den Sattelknopf befestigte Posthorn. Ohne es zu lösen, setzte er es an den Mund und entlockte ihm die scheußlichsten Schreckenstöne, die je eines Menschen Ohr zerrissen. Nun thaute Alles auf. Händeklatschen, Bravorufen, Lachen und Schreien fiel von Seiten der übrigen Doganieri im Chore ein. Als aber vollends der Virtuose abgetreten war, und an seiner Stelle ein lumpiger Italiener in blauem Kittel und spitzigem, zerrissenem Filzhute dasselbe Kunststück versuchte, und, an's Pferd niedergebückt, bei jedem Tone mit seinem Kegelhut tactmäßig hin- und herwackelte, war des Jubels kein Ende. Man hüpfte, stampfte, schrie, während uns Allen vor Frost die Zähne klapperten, in dieser wüsten, nackten Felsenöde.

Nach einer Stunde konnten wir weiter. Nun ging es ununterbrochen bergab, in scharfem Trabe; mit einer Kühnheit und Frechheit, wie sie nur ein Schweizer Postillon haben kann. Welche Höhe! Seit 2 Uhr fuhren wir bergab, und erst Abends gegen 9 Uhr hatten wir den Thalgrund erreicht. An den Stellen, an welchen Lawinen drohen, ist die Straße künstlich überwölbt. Links und rechts nur dunkelgraue Felsen. Kein Baum, kein Strauch, kein lebendes

Wesen. Schauerlich ist die Passage des letzten großen Abhanges; ein unbegreifliches Werk menschlicher Kühnheit und Ausdauer. Einem fürchterlichen Bergabsturze, von einer Höhe, daß ich mich ganz behaglich fühlte, als ich beim letzten Viertel des Weges unter mir doch nur noch eine Tiefe bemerkte, welche etwa dem Feldberge gleichkommen mag, ist eine Straße abgewonnen. Im Zickzack zieht sie sich über lauter Felsenterrassen, aber so rasch umbiegend, daß man jeden Augenblick befürchtet, durch den Schwung der Bewegung in den entsetzlichen Abgrund nicht gestürzt, sondern geschleudert zu werden. Ein Hemmschuh ward nicht angelegt. Bei der zweiten Windung fühlten wir einen plötzlichen Stoß, dann ein Schwanken des Wagens, dann Halt. Wir waren festgefahren. Alles sprang heraus; ich, im Sprunge voraus, um den ersten Wagen einzuholen. Glücklicher Weise hatte man dort schon das Rufen gehört und hielt stille. Als ich um eine Ecke bog — welch ein Schauspiel! Rechts von der Höhe, die wir verlassen hatten, bis in die dunkelnden Tiefen, donnerte stäubend ein herrlicher Wasserfall; die berühmte Cascade von Campo dolcino. Es war schon Nacht, als wir endlich den Thalgrund erreichten, den die tosende Mera durchströmt. Neben fürchterlichen Klippen und Felsenwänden, auf welche die Laternen unsres Wagens ein flüchtiges Licht warfen, wölbten sich schon die üppig schwellenden Kastanienbäume; die Luft war blau, der Himmel klar und mit funkelnden Sternen besäet. Und als nun auf einer Kirche von Campo dolcino eine volltönende Glocke, die erste italienische, sich hören ließ — — doch, wer mag Empfindungen beschreiben! An Alles, was ich liebte und liebe, habe ich gedacht. — —

Um $6^1/_2$ Uhr des Morgens fuhren wir weiter. Der italienische Charakter tritt schon überall hervor. Niedrige, ruinenhafte Bauernhäuser aus Stein. Auf den Bergspitzen, in allen Klüften malerisch umgrünte Kirchen in blinkender Weiße; Felder mit Mais, von weißen Mauern umschlossen, Kastanien und Akazien. Hirten und Wandernde sind in malerischen, wenngleich lumpigen Gruppen hingelagert. Alle Gesichter scharf ausdrucksvoll. Die Weiber drehen im Gehen die Spindel, und ich erkannte hier auf einmal den Rocken

und die Spindel, wie wir sie auf alten Reliefs in den Händen der Parzen sehen. Der Kopfputz erinnert an die Glorien der alten Heiligenbilder. Bald kam der sumpfige Theil des Comersees zum Vorschein und dann der See selbst. Wenn Du hättest sehen können, welche Scenen sich jetzt vor unseren Augen entwickelten!

Aufgemauert dicht am See zieht die herrliche Straße hin. Indem wir rasch vorüberfliegen, entrollt sich Bild an Bild. Der See breitet sich aus, eine Landzunge nach der andern verschwindet in den glänzenden Fluthen, auf ihrer Spitze Dörfer, Villen, verfallene Burgen. Dicht neben uns hängen nun schwer die Trauben an den Ranken nieder. Bald begrüßten wir auch die erste Olive, diesen ächt italienischen Baum, der nun Schritt für Schritt reicher und stattlicher erschien. Ich lege hier ein Blatt ein; sei es ein Friedens- und Segenszeichen!

Bei Dervio stürzen sich schroffe Felsen in den See. Von Strecke zu Strecke ist die Straße in langen gewölbten Gängen durch den Fels gebrochen, zur Seite aber in gemessenen Zwischenräumen gegen den See hin geöffnet. Man ist wie im Traume, wenn Tag und Nacht, Fels- und Seebilder wie in einer Zauberlaterne, im raschesten Wechsel an uns vorüberfliegen. Wir gelangten nach Varenna. Der Garten des Gasthauses, in dem wir abstiegen, senkt sich auf Terrassen in den See. Hier ein Bild, welches die kühnste Fantasie nicht schaffen kann! Der herrliche See, die hochgewölbten Berge, die grünen Wälder, die bräunlichen Felsen, der violette Schattenduft, die milde, herrliche Luft, die smaragdnen Schatten der den See durchschneidenden Gondeln — und neben uns Citronen- und Pomeranzenbäume, thurmhohe Cypressen, Aloen mit 5 bis 6 Schuh langen Blättern aus den Felsen und Mauern dringend! Ich hatte nur Thränen der Freude und eines stummen, traumhaften Entzückens. Ach, wenn Du da gewesen wärest, und wenn die Kinder die Hunderte von goldgrünen Lacerten gesehen hätten, die sich über die Wände jagten, und die Goldfischchen, die im See wimmelten!

Um 3 Uhr nach dem Dampfschiff. $6^1/_2$ Uhr in Como; Nachts $12^1/_2$ Uhr in Mailand.

Da bin ich nun heute schon den ganzen Morgen allein herumgekreuzt. Von allen Merkwürdigkeiten, selbst vom Dom ein andermal! Erwarte überhaupt in meinen Briefen keine gelehrten Alterthums- und Kunstbeschreibungen. Meine Notiz- und Tagebücher tragen, Gott sei's geklagt, ohnedies schon schwer genug daran. In Italien sollte man gar nicht studiren. Wie leicht geht sich's hier die Straße hin! Alle Läden sind offen, mit Vorhängen und schönen Teppichen halb verhangen. Die Sophas und Stühle der Kaffeehäuser stehen auf freier Straße. Besondere Straßen sind, wie im Mittelalter, von gewissen Handwerkern bewohnt. Ich gerieth heute zufällig in die Straße der Gold- und Silberarbeiter. Das ist eine Pracht! Aber etwas in Ruhe betrachten kann man nicht. Was allein die beweglichen Verkäufer für heulendes Geschrei vollführen! In großen Schiebkarren führen sie ihre Waare vor sich her und erheben tactmäßig, je nach zwei bis drei Schritten, in rhythmisch-melodischem Geheul ihre Stimme. Vor den Buden zankende, lachende, müßige, überall scharf markirte Gesichter; dazu die lebhafteste Gesticulation. Die Mailänderinnen lasse ich auch nicht schelten. Eigentlich eminente Schönheiten sind mir nicht vorgekommen, aber prächtig gewachsen sind die Meisten und ihre Augen von brennendem Schwarz. Wirklich malerisch ist die Tracht der Bürgermädchen. In ihrem schwarzen, um das Hinterhaupt geschlungenen Schleier sehen sie, besonders in der Kirche, gar erbaulich aus.

Seltsam und neu ist hier Alles, die ernste wie die heitere Seite des Lebens; und man weiß oft nicht mehr, was ernst und was spaßhaft zu nehmen ist. Dort wird ein Kind zu Grabe gebracht; vier Chorknaben in Meßgewändern tragen die kleine Bahre, und auf dem Rücken haben sie buntgemalte Engelsflügel aus Papier. Auf der Spitze des ärmlichen Baldachins, unter welchem ein Knabe in's Spital getragen wird, sitzt, aus Holz geschnitzt und weiß angestrichen, die Taube des heiligen Geistes. Für das große morgende Marienfest werden an allen Kirchen die Thüren mit kostbaren Vorhängen, weiß und roth, mit goldenen Fransen, geschmückt, und über dem Hauptthore steht auf einer großen runden Tafel, aus

weiter Ferne schon zu lesen: „Indulgenza plenaria“ (Vollkommener Ablaß). In mehreren Gassen sind von Haus zu Hause Schnüre gezogen, an welche bunte Papierlampen gehängt sind, in der Gestalt von umgekehrten Schlafmützen. Das giebt eine Illumination der Madonna zu Ehren!

Wie gern wollte ich ausführlich schreiben, um Alles, was ich in diesen Tagen Merkwürdiges sah und erlebte, wenigstens anzudeuten; aber es ist nicht möglich. Ich muß Gott danken, wenn ich meine an Ort und Stelle mit Bleistift aufgezeichneten Notizen an einem ruhigen Tage zum Gebrauche ordnen kann.

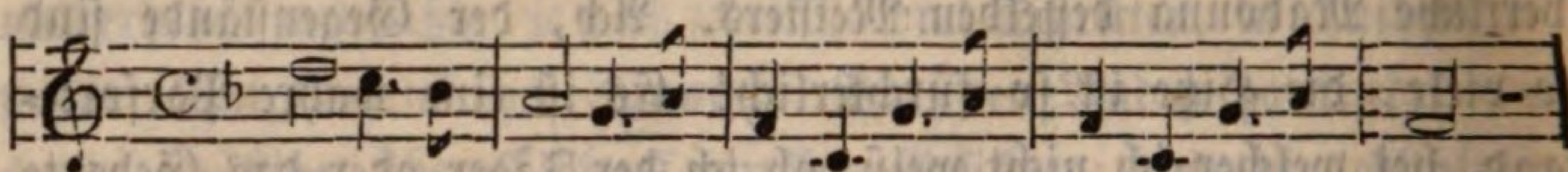
Den Wunderdom habe ich nun näher betrachtet und das Marmordach erstiegen, und später dann in der Kirche Maria delle grazie das Abendmahl von Leonardo da Vinci aufgesucht. Ein jammervoller Anblick! In der Capelle gleiches Namens aber findet sich eine herrliche Madonna desselben Meisters. Ach, der Gegenstände sind so viele, die Hitze ist so fürchterlich! Es ist eine wahre Parforcejagd, bei welcher ich nicht weiß, ob ich der Jäger oder das Gehetzte bin. Dennoch ist mir wohler. Ich fühle es, mein Wesen ist in einer Umwandlung begriffen. Woher sonst diese mir so ungewohnte innere Ruhe bei so viel Anstrengung? Ob ich große literarische Schätze mit nach Hause bringen werde, weiß ich nicht, gewiß aber einen aufgehellten Geist und ein ruhigeres Gemüth.

Desenzano, den 10. September.

Die Wunder des Gardasees möchte ich schildern, in dessen Wellen sich der Fuß der letzten Tyroler Gebirge badet; diese mächtigen Felsenmassen zur Linken, in glühendes Violet verschwimmend; rechts das flache italienische Ufer mit seinen blinkenden Villen und Kirchen. Wo Berg und Ebene sich sondern, die Halbinsel Sermione, auf welcher einst die Villa des alten Dichters Catullus stand, des Sängers seiner Lesbia. Vor den Fenstern unsres Gasthauses liegt all diese rührende Herrlichkeit. Ach, ich habe es nicht verdient, und doch freue ich mich!

Um 5½ Uhr fuhren wir von Mailand ab, an der Rückse

des Doms vorüber, durch den Corso, dann durch die Porta orientale. Eine breite, vortreffliche Straße führt durch die lombardische Ebene. Links und rechts herrliche Pappeln, Maisfelder, Maulbeerpflanzungen, Wiesen, Baumgärten, freundliche Landhäuser; im Hintergrunde die Schweizer- und Tyroler-Gebirge. Hinter Cassano passirten wir die Adda, ein prächtiger, rasch dahineilender, dunkelgrüner Strom. In Treviglio fiel mir die Eigenthümlichkeit des italienischen Glockenläutens wieder recht auf. Die Glocken hängen überall im obersten Stockwerke frei. Zu welchem Zwecke sie auch tönen sollen, sie werden immer langsam und nach langen Pausen angezogen, so daß bei der Mannigfaltigkeit ihrer, übrigens sehr reinen Töne die seltsamsten Melodieen zum Vorschein kommen. In Treviglio hörte ich eine ganze halbe Stunde lang mit wenigen zufälligen Aenderungen folgende Melodie:



So gab es mir auch in Mailand eine eigene Unterhaltung, wenn ich Nachts nicht schlafen konnte, die schlagenden Uhren zu verfolgen. Es währte immer eine Viertelstunde, bis die Uhren der unzähligen Thürme und Kirchen ausgeschlagen hatten. Alle aber stimmten zusammen; und man bewegte sich durch Quinten, Quarten, Terzen nach oben oder unten in allen möglichen Accordenfolgen.

Nachmittags ging es durch eine Menge Ortschaften, die Du auf der Karte finden magst, zwischen schweren Traubenguirlanden, die von Baum zu Baume schweben, während die üppigsten Gewächse in reizender Verwirrung sich gleichsam an die Straße herandrängen. Dazwischen stehen Kreuze, als Denksteine ermordeter Wanderer; endlich unter freundlichem Buschwerk eine Mariencapelle, worin das ewige Licht so seltsam schimmerte, während das Abendroth noch auf der nächsten Umgebung lag.

Nun sollte ich von Brescia erzählen, wo ich in der schrecklichsten Hitze wie wahnsinnig umher rannte, um mein archäologi-

sches Gewissen nicht Noth leiden zu lassen. Aber ich kann nicht. Betrachte lieber mit mir das Farbenspiel des Sees.

Ueber das ganze Bild ein harmonischer Duft. Die nächsten Fluthen tief dunkelgrün, dann hellgrün. Weiterhin zieht die untergehende Sonne goldgelbe und rosenrothe Streifen. Die Spiegelbilder der Tyroler Berge, welche im Hintergrunde in sich und mit dem See sich verschmelzen, das reinste Violet. Dies überhaupt der herrschende Ton. Als die Sonne unter dem Horizont war, tiefes Dunkelblau. Jetzt ist es Nacht. Ich sitze bei einem einsamen Lichte und schreibe, während ein sanfter Luftzug, von tausend Wohlgerüchen durchhaucht, durch die offenen Fenster streift. Gute Nacht!

Mestre, den 11. September.

Früh um 5 Uhr wurde aufgebrochen. Bei vollkommen ruhiger Luft gingen die Wellen des Sees hoch und schlugen, vor- und zurückschwankend, an das Ufer. Das flache italienische Gestade war mit dem Golde der aufgehenden Sonne verbrämt. Die Straße führt dicht an dem See weiter. Durch die Ritzen der uralten, mit Zinnen versehenen Mauern und Festungsthürme blitzte das Gold der Morgensonne. Am Wege glühten die Granatäpfel, weiter in der Höhe starrten die schwarzen Cypressen in den blauen Himmel. Herrlich war auch der Rückblick; Desenzano, das mit seinen Mauern aus dem See aufzutauchen schien. Dieser bot nun, als die Sonne etwas höher gestiegen war, einen ganz entgegengesetzten Anblick dar. Er erschien ganz dunkelblau, scharf vom fernsten Hintergrunde sich ablösend, und hier gleich dem Meere gewölbt. Die Berge aber schienen nur leichte blaßblaue Nebelgestalten. Am Ende des südlichen Seeufers trifft man auf die stattliche Festung Peschiera, von welcher Dante sang:

„Peschiera bello e forte arnese."

Gegen 12 Uhr erreichten wir Verona. Castelle, Festungswerke, Villen auf den nächsten Höhen, dann Thurm an Thurm verkündeten diese ungeheure und wunderseltsame Stadt, deren Eindruck kaum total zu erfassen ist, und auch nicht zu den erfreulichsten gehört.

Ein Gemisch von den Resten aller Zeiten, römischen Trümmern, lombardischen Bauten, Palästen und ärmlichen Hütten, von fantastischen Compositionen, grandiosen Anlagen, und daneben unbegreiflichen Abgeschmacktheiten. Ich besah zuerst den Riesenbau des Amphitheaters, dann mehrere Antikensammlungen, zuletzt die öffentliche im Vorhofe des Teatro filarmonico. Alles verwahrlost; aber doch, wie anders nehmen sich die Reste antiker Kunst unter dem italienischen Himmel, zwischen grünen umwuchernden Kräutern aus, als in unseren Ofenwinkeln! Von der Masse von Kirchen, welche ich durchwandert, der Bilder, die ich sah, schweige ich, und erwähne nur die Himmelfahrt der Maria von Titian. Ueberhaupt: nimm ein Reisebuch zur Hand, und lies darin Alles, was ich Dir nicht schreibe! Sehr gefiel mir in Verona der Platz Signori. Er gleicht einem ungeheuren Saale, dessen Decke der Himmel ist. Und *nun* das Gewühl auf diesem Platze! Mitten durch das Gedränge reitet ein Kerl mit halbnackten Beinem auf seinem Esel, den Kopf mit beiden Armen auf den Quersitz gestützt. Hätte man nur hundert Augen!

Beim Einzug in Montebello erblickten wir einen lang ersehnten Obstladen. Ein Freudengeschrei begrüßte die herrlichen Trauben. Der Verkäufer, ein rothhaariger Italiener, stürzte mit einem gefüllten Teller an den Wagen. Als wir den übermäßigen Preis, welchen er forderte, nicht bezahlen wollten, hielt er den Teller mit einer graciösen Seitenbewegung und mit der Miene schwer gekränkten Ehrgefühls in die Sonne, die Trauben im Lichte spielen lassend: „Ecco, prima qualita! Ecco, che bellezza!“

Hinter Montebello ist der Traubenwuchs von unglaublicher Schönheit. Hohe Ahornbäume ziehen sich längs der Straße hin. Da schweben nun die Reben nicht nur von Baum zu Baum, sondern von Ast zu Ast. Einige hängen als Festons zwischen den Bäumen, andere haben sich wie Epheu zum höchsten Gipfel aufgewunden und fallen dann wie die Ranken einer Trauerweide auf die Festons nieder. Zuweilen meint man eine lebendig gewordene Architektonik zu schauen. Von der Ueppigkeit des Laubes, der Schön-

heit des Wuchses, von der Fülle der Trauben, dem heitern Spiele von Licht und Schatten haben wir gar keinen Begriff.

In Vicenza und Padua war wieder große Hetzjagd nach Bauten, Antiken und Bildern. Die Gebäude des Palladio sind göttlich. Wie sie dem staubigen Boden entwachsen, so schwingt man sich mit ihnen in die freie Gottesluft auf. In Padua habe ich mehrere schöne archäologische Bemerkungen gemacht.

Ich sitze hier, nicht weit vom Ufer des adriatischen Meeres und in der Ferne zieht ein schweres Gewitter auf. Morgen in Venedig!

Venedig, den 15. September.

Wenn Du die Fis=moll=Barcarole von Mendelssohn spielst, so mache die Augen zu und bilde Dir ein, Du seist in Venedig; denn das ist das Tempo der Gondelbewegung. Eine Unzahl von Gondeln kamen uns von Venedig entgegen. Aber schwere Wolken verdeckten den Hintergrund. Unser Vetturin lag auf der vordern Gondelspitze hingestreckt wie ein Neptun in kolossalem Style. Herrlich ist die Stellung der Gondolieri. Der, welcher ganz frei und hoch am hintern Theile steht und sich zum Niederschlage vorbeugt — der Borghesische Fechter! Die meisten haben rothe Binden um den Leib, lange, dunkle Locken, gebogene Nase, prächtige Stirne. Die Frauen sind, schon in Dolo und Mestre, nicht Engel, aber Göttinnen im antiken Style und ihre Stellungen und Bewegungen imponirend und doch zugleich lieblich. Ich sah die Tochter eines Paßbeamten aus ihrer Thür wie aus dem Rahmen eines Titian'schen Bildes heraustreten.

Als wir uns Venedig näherten, lagen die Lagunen wie ein weites Meer vor uns; gegen die Sonne, wie glänzendes flüssiges Zinn; gegenüber sich trübend, in den Duft des Himmels sich verlierend; in der Mitte duftig verhüllt, die zahllosen Thürme von Venedig, der Marcusthurm alle überragend. Doch ist der erste Anblick nicht so imponirend als man wohl glaubt. Desto überraschender war es, als wir in den Canal Reggio einbogen. Es war eben

Kirchweih, über die Straße waren Seile gespannt, von diesen flatterten Fahnen und Flaggen von allen Farben mit Wappen und Kreuzen geschmückt. Die Gondeln der Musikchöre waren mit Kränzen behangen und mit den verschiedenartigsten Trophäen geziert. Auf den gangbaren Trottoirs das bunteste, laute Gewühl des Volkes. Gondel an Gondel vorüberschwebend, während Männer und Weiber an den Stufen, die in das Wasser führen, ganz ungenirt ihre Füße wuschen. Bald bog es links in den Canal grande, wo eine unübersehbare Reihe von Palästen unmittelbar aus den Fluthen aufsteigt. Aber Alles verlassen, verödet, verwahrlost, dem gänzlichen Verfalle nahe. Ich gestehe, daß der Eindruck mir mehr widerlich war, als tragisch. Denn, wenn auf jenen Palästen die Hand der Nemesis schwer zu ruhen scheint, so tragen die übrigen, zum größten Theile sehr häßlichen Gebäude nur die Spuren italienischer Indolenz und Faulheit an sich. In Italien baut man herrlich. Aber was dann weiter wird, darum kümmert sich keine Seele mehr. Dies erstreckt sich auf Alles, was zum Cultus des Lebens gehört.

Nach einer flüchtigen Orientirung besuchte ich das Collegio Armenico. Ich wurde zum ersten Professor (Rafaelo) geführt, einem Armenier. Einen schöneren Manneskopf habe ich nie gesehen. Hohes, griechisches Profil, schwärmerische, dunkle Augen, bis auf die Schultern langes, schwarzes Haar, ein prächtiger Bart auf die Brust sinkend und dazu das schwarze Klostergewand. Das Italienische klang in seinem Munde wie Harmonicaglocken, und doch hörte ich kaum, was er sprach. Ich fühlte mich entsetzlich matt, die Kniee wollten wanken, der Kopf schmerzte heftig. Das klärte sich nachher auf; es war starker Scirocowind und die blaßgrauen Wolken am Himmel schienen zu glühen.

Der Anblick des Marcusplatzes ließ mich auf eine Weile mein Weh vergessen. Hier ist es wie in einer Feenwelt. Jeder Maßstab des wirklichen Lebens geht verloren. Zunächst gilt es einen Ueberblick! Ein ungeheurer Feensaal; an seinen Stufen das Meer mit einem Mastenwalde — Gondeln, Lastschiffe und Fregatten! Dann die Marcuskirche, von innen und außen gleich bewunderns=

würdig, gleich fantastisch. Wenn man hineintritt, auf dem Fußboden von Mosaik die kostbarsten Marmorarten wellenartig auf- und niedersinkend (der Grund hat sich durch eine Reihe von Jahrhunderten gesenkt). Ueber unserem Haupte fünf Kuppeln; und nun die ganze Kirche von Mosaikgemälden auf Goldgrund überdeckt. Wir bestiegen den Marcusthurm. Der Marcusplatz, die Kuppeln der Kirche zunächst unter uns; die Lagunen grün, wo sie tief, violet, wo sie seicht sind. Unzählige Inseln, jede mit einer Kirche gekrönt. Links sah ich hoch am Horizonte neben dunkelgrünen glänzend weiße Streifen. Es war das offene adriatische Meer. Der Führer forderte mich auf, nach dem Marcusplatze zu sehen. Da läuteten über unseren Häuptern plötzlich drei Glocken des Marcusthurmes. Dies ist das Signal für die Tauben Venedigs. Wir sahen sie tief unter uns, von allen Dächern wie Wölkchen niedersteigen und die eine Seite des Marcusplatzes bedecken, um ihr Futter zu empfangen. Es muß wohl die Wirkung des Sciroccos gewesen sein; ich mußte mich wegwenden und weinen.

Gegen Abend ein anderes Schauspiel! — Aus dem Lido (einer großen Landzunge, welche die Lagunen gegen die offene See schützt) allmählich nähernd, doch noch eine starke Viertelstunde entfernt, hörten wir schon das Brausen des Meeres, oder richtiger, das Brüllen. So lernt man erst die Wahrheit älterer poetischer Ausdrücke kennen, die dem Unerfahrenen so leicht als Uebertreibung erscheinen. Es ging zu Fuße noch eine Viertelstunde über lauter Sandhügel, und um 5 Uhr plötzlich vor uns das offene Meer! Ich verstand anfangs den Anblick nicht. Ich sah in der Nähe weißen Schaum — ein Wälzen und Wogen; im fernsten Hintergrunde zog es wie Silberströme. „Wir sind noch nicht am offenen Meere," sagte ich zu einem meiner Begleiter, „in der Mitte ist ja eine hohe grüne Landzunge!" Das eben war die hohe See! Ich suchte das Phänomen zu fassen, und nun erst erschien mir das furchtbar erhabenste Schauspiel in seiner ganzen Größe. Denke Dir: wo wir stehen, flacher, wüster Meeressand, links und rechts sich in den Duft des Himmels verlierend; und vor uns Himmel und Wasser im

eigentlichsten Sinne des Wortes. In der Mitte ist es aufgethürmt, wie ein dunkelgrüner Berg; darüber am Horizonte noch schneeweißer Schaum. Uns näher, die ungeheuren Wogen wie Wasserfälle, vor und zurück, links und rechts sich wälzend. Es erhebt sich immer ein langer Wasserberg, der sich plötzlich schäumend überschlägt, zusammenstürzt, und dadurch zu einem zweiten sich zu erheben zwingt; so fort und fort. Die nächsten Wogen scheinen, sich immer überschlagend, fortzurollen wie eine Walze. — Unglaublich rasch haben sie das Ufer überschwemmt (ich stand einmal plötzlich im Wasser), eben so schnell ist das Wasser vom Meere wieder eingeschluckt. Dies ist der einzig richtige Ausdruck. Das Brüllen war so laut, daß wir, drei Schritte von einander entfernt, uns nicht mehr verstehen konnten.

Den 18. September.

Ich habe die letzten Tage angewandt, um die Kunstschätze Venedigs, so viel es die kurze Zeit erlaubte, nach allen Richtungen zu verfolgen. Kopf und Herz und Tagebücher sind davon zum Ueberfließen angefüllt. Was werde ich nicht Alles zu erzählen haben! Schreiben läßt sich nichts. Es ist Alles zu viel und ich wüßte nicht, wo anfangen und wo aufhören. Wahrhaft anbetungswürdig ist mir die Reinheit, Erhabenheit, Liebenswürdigkeit und Naivität des Genies in den älteren italienischen Meistern erschienen. Wie traurig dagegen unsere moderne Kunst, die, aus dem Paradiese vertrieben, im Schweiße ihres Angesichts sich abquält, durch eitle Frivolität oder kränkliche Ascetik auch noch den letzten Rest der Heimath, ich meine die Sehnsucht darnach, zu verlieren!

Ferrara, den 22. September.

Ich schreibe in der Stella d'oro. Mir gegenüber liegen die grandiosen Massen des Castel vecchio im vollen Mondenschein. Gigantisch steigen die alterthümlichen Mauern mit ihren kleinen Fenstern, die Thürme mit ihren hohen Altanen empor. Das Wasser des Grabens ist in tiefem Dunkel. Und hinter diesen Mauern

glänzte einst der ritterliche Hof des Alfonso von Este; hier schwärmte Tasso für seine Leonore; hier dichtete Ariost. Und heute Morgen begrüßte ich den Berg, an dessen Fuße Arqua liegt, der Geburtsort des Petrarca. Welche Erinnerungen!

Ferrara bietet dem Fremden sonst verhältnißmäßig weniger Interessantes dar. Aber eben deswegen werde ich morgen noch hier bleiben, um einen Ruhetag zu halten. Die Anstrengung in Venedig hat mich krank gemacht. Auch fand ich die Weitläuftigkeiten auf Douane und Paßbureau nirgend lästiger als dort. Zuletzt bot sich mir denn auch noch eine komische Scene. Im Hofe der Douane kam mir ein Kerl entgegen, eine große Spule voll Bindfaden vor mir entwickelnd und zugleich Geld fordernd. Ich fragte „wofür?" „Für den Bindfaden, den er zum Plombiren hergegeben." Meine Erwiderung, daß ich dies nicht verlangt habe, war fruchtlos; und immer fortwickelnd (ich dachte, es sollte ein Strick zum Hängen werden), brach er in einen Redestrom aus über die großen Opfer, welche ihm seine Gefälligkeit wegen des Bindfadens kostete; und als ich zuletzt fortging und nach einer halben Stunde wiederkam, stand er noch auf demselben Flecke und wickelte emsig.

Bei heftigem Scirocco fuhren wir in einer übermäßig vollgestopften Gondel von Venedig ab. Der Rückblick, Venedig in vollem Sonnenscheine aus den Fluthen aufsteigend, bot einen wahrhaft imposanten Anblick. — Später konnte ich vor Ermattung kaum einen Blick um mich werfen. Was mir in meiner Träumerei noch einzig auffiel, war der Unterschied der alten Burgen in Italien mit unseren deutschen. Die deutschen richteten sich nach der Natur des Berges und beschränkten sich auf das Bedürfniß. Daher ihre Verschiedenheit, ihre Unregelmäßigkeit. Die italienischen sind regelmäßiger, meist im Viereck; die Mauern höher, dazu Zinnen und viereckige Thürme. Die deutschen Burgen sind mehr malerisch, die italienischen architektonisch; jene romantisch, diese imposant.

Als wir über den Po setzten, erinnerte mich der Anblick an Speyer. Trübes Wasser, aber stattlich dahinströmend. Flache, grüne

Ufer mit Weidenbäumen, weiterhin verschiedene Baumgruppen, und im Hintergrunde die blauen Apenninen. Drei schwarzbraune Landmädchen waren mit auf der Fähre; die Haare gescheitelt, an den Schläfen Locken; lange Zöpfe um das Hinterhaupt geschlungen, wie unsere Damen, nur geschmackvoller. Auf einer Seite über den Locken eine Reihe Feldblumen, oder eine einfache Rose.

Ferrara, mit Festungswerken und sumpfigem Graben, hat gerade, freundliche Straßen und ist im Ganzen sauberer gehalten, als gewöhnlich die italienischen Städte. Meine gelehrten Begleiter sind bereits abgereist. Ich selbst bedarf so nothwendig der Ruhe, daß ich gern dem mit uns reisenden närrischen Neapolitaner folge, der einen Tag mit mir hier bleiben, dann nach Bologna und Florenz reisen will. Er ist mir willkommen, da er überall bekannt ist. Dazu spart er wie ein Teufel, was auch mir zu gute kommt.

In Ferrara interessirte mich vorzüglich der berühmte Kirchhof (Campo santo). Schöner Kreuzgang mit alterthümlichen Säulen (ein ehemaliges Karthäuser-Kloster). Hier sind die Denkmale der wohlhabenden Familien. Der viereckige Raum, welchen der Kreuzgang einschließt, ist ein Rasenfeld in vier Abtheilungen, mit einer Hecke von italienischem Geisblatt umgeben. Man sieht keine einzelne Graberhöhung, sondern jedes einzelne Grab ist mit einem Ziegelsteine und einer Nummer bezeichnet. Damit müssen sich die Armen behelfen, doch ist der Anblick schön. Besonders läßt man das Auge gern auf der Gruppe von herrlichen Cypressen ruhen, welche die Mitte des Kirchhofs bezeichnen. Unter den Denkmalen fand ich viel Mittelmäßiges, doch nichts absolut Abgeschmacktes.

In der Bibliothek sah ich herrliche Miniaturen in Pergamentbüchern und Tasso's und Ariost's eigenhändige Manuscripte. Später besuchte ich noch eine Bildergalerie, jedoch nur mit halbem Auge und angegriffenem Kopfe. Des Abends begegneten mir Mitglieder einer Brüderschaft. Leinene weiße Kutte, bloße Füße, nur für die Augen eine Oeffnung, aber diese mit weißem Flore verdeckt; Armenbüchse in der Hand — sieht zum Entsetzen aus!

Bologna, den 25.

In einem alten großen Wagen zu vier Personen, meinem schreienden, singenden Neapolitaner, einer ehrwürdigen Donna, einem graubärtigen Tenente und meiner Wenigkeit, wurde der Weg nach Bologna angetreten, welcher sehr einförmig ist. Es fiel mir unterwegs nichts Besseres ein, als die geistreiche Bemerkung, daß die italienischen Schweine schwarz oder schwarzgrau sind, aber von viel muntererem Temperamente als unsere heimathlichen deutschen. Man sieht den Schmutz an ihnen weniger, deshalb haben auch wohl ihre desfallsigen zweibeinigen Genossen einen dunklen Teint von der Mutter Natur erhalten. Einen Pflug sah ich mit sechs prächtigen Ochsen bespannt, alle mit hohen Hörnern und fahl, wie etwa unsere Apfelschimmel. Auf einem Felde wurde Reis gedroschen. In einem Kreise fahren mehrere Wagen; sie sind ganz wie die antiken Streitwagen gebaut, zweirädrig, und das Hintertheil schleift auf der Erde nach und zermalmt die Frucht. Auch die Räder der Lastwagen, namentlich der Weinkarren, sind ganz antik.

Die Gegend hatte mich bei der drückenden Hitze sehr prosaisch gestimmt. Wie war ich überrascht, als nach 2 Uhr Bologna vor uns lag! Im Hintergrunde schön gewölbte, grünbewachsene, mit Kirchen und Villen besetzte Hügel, dann in langer Linie die mächtige Stadt; Thurm an Thurm, darunter, kühn den Himmel durchschneidend, der berühmte Asinelli. Die Reisebeschreiber haben Recht, wenn sie Bologna einen deutschen Charakter zuschreiben. Nur die Bogengänge vor allen Häusern, manchmal mit prächtigen Säulen geschmückt, sind ganz italienisch. Mein erster Gang war diesmal wieder auf den prachtvollen Kirchhof. Um ihn zu beschreiben, brauchte ich mehrere Bogen und einen halben Tag Zeit. Kreuzgänge rings, an die sich andere Gänge schließen, mit herrlicher Aussicht in's Freie, auf die Stadt oder auf einzelne Monumente. Rasen, Cypressen, darüber die Hügel und Kirchen. — Und wenn dann der Vollmond heraufsteigt — da ist es wohl am besten, ganz still zu sein.

Als wir in die Stadt zurückwollten, war es Nacht, das Thor geschlossen, und Mauthsoldaten kamen auf unser Lärmen mit ge-

spanntem Gewehre. Sie hielten uns für Schmuggler. Mein Neapolitaner war höchst liebenswürdig. „Mi godo di trovarla," schrie er unaufhörlich, „mi godo sempre di vedere doganieri!" Ein seltener Geschmack!

Andern Tages zog mich mein Herz zuerst zur Bildergalerie; meiner Pflicht eingedenk, besuchte ich aber zuerst die Antiken und das alte Universitätsgebäude; notirte zwei Stunden lang, bis ich ganz erschöpft war. Nachher aber sah ich nichts mehr als Rafael's Cäcilia. Die herrliche Jungfrau ist von vier Heiligen umgeben. Zur Erde liegen die gewöhnlichen Instrumente, als Geigen, Flöten, Handtrommeln, zerstreut. In beiden Händen hält sie die kleine Orgel, welche sie, der Legende nach, erfunden. Sie hat eben den Ton des Instrumentes geprüft, da läßt sie es mit den Händen langsam niedersinken; ihr Haupt, ihr seelenvoller Blick wendet sich nach oben. Denn hier hat sich der Himmel geöffnet und ein Chor von höheren Wesen, himmlische Engelknaben stimmen den ewigen Lobgesang der Sphären an. Und diese Vollendung der Kunst! — Ich saß und sah, und die hellen Thränen liefen mir über die Wangen. Weiter kann ich nichts sagen!

Im Vorübergehen sah ich auch noch die beiden schiefen Thürme. Ihr Anblick ist nicht widerwärtig, wie Goethe sagt, sondern entsetzlich. Die Höhe des einen, seine unbegreifliche Schlankheit, die schwarze Farbe des Alters gegen den blauen Himmel, der enge Platz, die nahen angebauten Häuser, darin Kupferschmiede, Schuster u. s. w., an der einen Seite eine kleine Kirche, zwischen beiden Thürmen im Hintergrunde die achteckige Kuppel einer alten Kirche, alles dieses giebt das seltsamste und schauerlichste Ganze. Ich glaube übrigens bemerkt zu haben, daß an dem Thurme Asinelli nur der untere Absatz schief ist, der obere gerade. Dies ist noch frappanter.

In der Kirche S. Paolo sah ich am Hochaltare unter einer Halbkuppel eine kolossale Marmorgruppe. Der heilige Paulus mit gefesselten Armen knieend, und den Todesstreich erwartend, den neben ihm der Henker führt. Welch ein barbarischer Gegenstand für religiöse bildende Kunst an solcher Stelle!

Später kam ich von einem Spaziergange, den ich mit dem Neapolitaner machte, wieder an dieselbe Kirche zurück. Auf den Wink eines freundlichen Geistlichen, welcher sich zu uns gesellt hatte, öffnete der Meßner die Pforte. Es war ganz dunkel. Mit einer Wachsfackel schritt er vor uns her; und als nun röthliches Dämmerlicht in der Kuppel und den Hallen des Domes sich verlor, und der Neapolitaner am Altare niederkniete, sein Ave Maria zu beten, wer hätte da stehen bleiben können!

Florenz, den 29. September.

Florenz! Was liegt nicht Alles in diesem süßen, herrlichen Namen! Die Quintessenz des Schönsten, was Natur, Leben und Kunst uns armen Sterblichen zu bieten vermag. Doch war der Weg dahin ein steiler und sturmvoller. Ich meine die Apenninen.

Felsen, ausgetrocknete Bergströme, Geröll und kahle Abhänge geben dem Gebirge ein ödes Aussehen. Der Weg zieht sich fortwährend auf der Höhe hin, so daß man die Reihen der Apenninen und die unermeßliche Ebene, welche sie umgiebt, stets unter sich hat. Das Wetter war ungünstig. Unter strömendem Regen und heftigen Windstößen erreichten wir Abends $^3/_4$ auf 7 Uhr Malalbergo. Eine starke halbe Stunde von diesem Orte befindet sich jenes große Naturphänomen, das ewig lodernde Feuer, welches Einige für den Rest, Andere für den Beginn eines Vulcans halten. Der Regen stürzte in Strömen. Ein Bauer mit der Laterne schritt voraus, dann wir, dicht in unsere Mäntel gewickelt, in der linken Hand, wenn es der Wind erlaubte, den offenen Regenschirm, in der rechten einen Knotenstock haltend. So ging's durch Dick und Dünn. Man sah nichts als den nächsten Schein der Laterne. Dann wieder durch einen Felsenweg — und „halt!" rief Einer aus unserer Gesellschaft, „hinter uns!" Ich hatte meine Augen immer auf den Boden geheftet; nun aber strahlte aus der noch fernen Tiefe das wunderbare Feuer in geisterhaftem bleichem Schimmer. Es war in der dunstigen Nebelluft, wie wenn der Mond aus einem See auftaucht, dabei regelmäßig stärker und schwächer, wie Wetterleuchten.

Ein unbeschreiblicher Anblick — und in dieser stürmischen Nacht! Wir schritten weiter, immer abwärts, über Felsen, einmal an einem Abgrunde vorüber, endlich über Steingeröll und plötzlich standen wir nun an dem Feuerherde. Aus dem steinigen, schwarzen Boden, an dem keine Ritze zu bemerken ist, brachen drei lustige Feuerbüschel. Ganz hell, die Spitzen gelb und roth, aber ohne allen Dunst und Rauch. Das reine, heilige Feuer; ich möchte sagen, der Feuergeist ohne allen materiellen Stoff. Dazwischen aber tanzten, vom Winde gejagt, in der seltsamsten Verwirrung unzählige blaue Flämmchen, bald sich vereinigend, bald trennend, bald wie über die Ebene laufend und gegen einander kämpfend. Ein wahres Wunder! Der Wahn der persischen Feueranbeter erscheint an solcher Stelle gerechtfertigt. Ein loderndes Feuer, und Du siehst nicht, von was es sich nährt; es erhellt, es erwärmt, aber versengt nicht. Der Regen, statt es zu dämpfen, giebt ihm nur neue Kraft und Klarheit, und so haben es Ur= und Ururgroßväter ungeschwächt an derselben Stelle lodern sehen bei Tag und Nacht. Mit scharrenden Füßen gelang es übrigens, die eine Gruppe zu löschen; nur erhob sich ein dichter Qualm. Aber es brauchte nur ein Stückchen angebranntes Papier in den Qualm geworfen, und das Feuer loderte wieder empor.

Nach 9 Uhr kamen wir ganz durchnäßt und todtmüde in der Herberge wieder an. Dafür schmeckte Pranzo und Schlaf vortrefflich. Morgens 5 Uhr ging es weiter. Um unsere Köpfe donnerte und blitzte ein herrliches Gewitter. Aus der Tiefe leuchtete das magische Feuer, jetzt wie strahlende Sterne, und aus allen Klüften zu unseren Füßen zogen die dichten Nebelmassen zu uns empor. Der Weg senkt sich, und Villen, Gärten und Weinpflanzungen begrüßten uns wieder. Die Reben verbinden aber nicht mehr die Bäume, sondern umstricken einen einzigen und fallen nieder, wie Früchte des Bodens. Auch Oliven kommen zum Vorschein; bald ganze Hügel mit diesem Baume der Minerva bedeckt. Gegen 4 Uhr überraschte mich links auf hohem Hügel Fiesole, eine der ältesten etrurischen Städte, und bald darauf herrlich auch noch im Regen=

schleier Florenz mit seinen Kuppeln. Auch dieser Anblick ist über alle Beschreibung reizend. Alles blühend, groß, ernst und doch lieblich und heiter. Wer uns begegnete, wer in der Vorstadt, wer an der Thür stand, wurde von uns im Reiseübermuth gegrüßt; und Alles, Herren und Damen, Alt und Jung, dankte mit derselben scherzenden Freundlichkeit. Ein einziges saures Gesicht habe ich seitdem gesehen, das des Herrn Facchino, welcher meine Sachen auf die Stube getragen und ein größeres Trinkgeld erwartet hatte. Aber auf diesem Geschlechte ruht auch der Fluch des Himmels.

Einen Tag später.

Wo soll ich anfangen, Dir zu erzählen, zu beschreiben — ich weiß es nicht! Meine gelehrten Reisenotizen füllen, vom Eintritte in Italien an, nun schon 36 Bogen. Nimm vorlieb mit dem, was vom Gemüthe unmittelbar auf das Papier überströmt.

Denke Dir die Piazza granducale. Ich stehe in der Loggia de' Lanzi. Ueber mir das prächtige Gewölbe, vor mir, zwischen den Säulen, der Perseus des Benvenuto Cellini, viel herrlicher, als ich mir dachte. Kolossal, den Kopf gesenkt, keine Siegestrunkenheit, ein tiefer, fast schwermuthsvoller Ernst. Links zwischen Säulen der Raub der Sabinerinnen, von Johann Bologna. Eine Wundergruppe an Kühnheit, kolossal aus Marmor; an den Stufen zwei prächtige Löwen. Rechts auf dem Platze erscheint der Koloß des Hercules, von Bandinelli, nebenan der riesenhafte David des Michel Angelo, dann der herrliche Brunnen des Amunato, Neptun auf einem Viergespann, rings Nymphen und Satyrn; dann weiter die kolossale Reiterstatue Cosmus I., dieses großen Beschützers der Kunst und Wissenschaft, von Johann von Bologna; und nun hinter den Kolossen des David und Hercules erhebt sich der alte Palast der Mediceer empor, riesenhaft in seiner überwältigenden Einfachheit. Denke dies Alles, und dann die Erinnerung an die Männer, welche hier gelebt, sich gebildet, gedacht, gekämpft und geduldet haben! Und das ist ein einziger Platz in Florenz.

Den 1. October.

Die Stunden und Tage vergehen wie Minuten. Ich habe diese Zeit Kirchen und Kunstsammlungen ohne Zahl besucht. Der Eindruck aller dieser Meisterwerke der Architektonik, Sculptur und Malerei ist eigentlich geradezu, um einem den Verstand zu nehmen. Und wie will nun gar ein armes, fantastisches Menschenkind, wie ich es bin, damit zurecht kommen!

Auf's Gerathewohl hebe ich die Kirche St. Lorenzo aus diesem überschwänglichen Reichthum hervor. Sie stammt aus dem höchsten Alterthume und ist in ihrer jetzigen Gestalt von Brunelleschi ausgeführt. Die äußere Façade wurde nie überkleidet; sie zeigt noch den dunkeln rohen Stein, was in Italien sehr häufig vorkommt und einen unbeschreiblich trübseligen Anblick gewährt. Diese Kirche ist zugleich die Grabstätte der Mediceer. Am längsten verweilte ich in der sogenannten neuen Sacristei, einem Heiligthume des großen Michel Angelo; nicht im reinsten Style erbaut, doch einfach und würdig. Zur Rechten sieht man das Grabmal des Julian von Medicis. Er selbst in einer Nische in römischer Tracht. Unten davor zwei berühmte Statuen Michel Angelo's. Diesen gegenüber ist das Grab des Lorenzo in ähnlicher Weise angeordnet. Die Statuen am Grabmale Julian's stellen die Nacht und den Gedanken, eigentlich den Tag vor. Die Stellung der letztern ist trotzige Kühnheit. Diese Statue ist nicht vollendet, der Kopf noch roh. Es ist eine Wonne, an dem rechten ausgestreckten Fuße noch die Meißelhiebe des großen Meisters zu erkennen. In der Statue der Nacht ist die tiefste Schlaftrunkenheit glücklich ausgedrückt.

Die Himmelfahrt der Maria von Perugino habe ich leider zu sehen versäumt, doch vergaß ich die herrlichen Fresken in den durch Fenster geschlossenen Loggien nicht. Es sind Meisterwerke des Andrea del Sarto darunter.

Auf der Vermählung der Maria von Franciabigio bemerkte ich wieder jenen Stabbrecher. Hier ist er ein halbnackter Kerl, der

zur Erde sieht und ordentlich zornig den Stab zerbricht. Mir fiel plötzlich Kapp's vortreffliche Beschreibung der Vermählung von Rafael ein, wo diese Figur so geistreich erklärt ist.

Zur ruhigen Erholung bin ich in das Haus des Galilei gewallfahrtet. Und soll ich nun noch alle die Namen nennen, Titian, Giotto, Tintoretto, Salvator Rosa, Lotto und wie sie Alle heißen, die herrlichen Meister einer herrlichen Zeit?

Ein paar Bemerkungen zur Charakterisirung der Florentinischen Schule mögen hier Platz finden, die sonst in meinen Notizbüchern ertrinken würden: Frühzeitig herrschte hier die Zeichnung vor an Richtigkeit und Schönheit. Das plastische Princip. Als Culminationspunkt gilt Michel Angelo.

Dann: Die schmalen Augen der ältesten Bilder bedeuten süße, bescheidene Andacht, und sollten vielleicht besonders einen Gegensatz zu den Augen der Griechen bilden. In den Augen des Fiesole bemerkte einer meiner Freunde etwas Schielendes. Auch ist eine besondere Eigenheit im Aufsetzen des Augenlichtes nicht zu verkennen. Die Augen des Fra Bartolomeo sind fast immer verschattet.

Heute sah ich eine Privatsammlung, die wenig bekannt ist, und welche mir einige gute Notizen eintrug. Dann lernte ich zu meiner Freude den Landschaftsmaler Saracin Belmont kennen, welcher zwei Jahre in einer Hütte der Pyrenäen zubrachte, um die Gebirgsnatur zu studiren. Nach Tische führte man mich in das Tagestheater Goldoni; diesmal von Seiltänzern besetzt, welche jedoch die wundersamsten Dinge mit höchster Eleganz und seltenem Anstande zu Tage brachten. Mehr indessen als die Darstellung interessirte mich das Theater selbst. Es ist ganz antik gebaut, ohne Dach; und die hohen steinernen Stufensitze erheben sich im Halbkreise. Alle Sitze von sonntäglich geputzten Leuten besetzt, und darüber das tiefe, dunkle Himmelblau ist wirklich ein herrlicher, und wenn ich so sagen darf, ein classischer Anblick, wiewohl die Dimensionen eben nicht kolossal sind. Man sieht doch bei jeder Gelegenheit, daß die Alten überall das Beste, Zweckmäßigste und

Schönste zu schaffen wußten; aber freilich auch nur in diesem Lande und unter diesem Himmel also schaffen konnten und durften.

Ach, was wäre nicht Alles von Florenz zu sagen!

Pisa, den 12. October.

Wie wirst Du Dich wundern, daß ich diesen Brief von Pisa abschicke! Ich habe aus vielen vernünftigen Gründen, das heißt, aus Gesundheits- und wissenschaftlichen Rücksichten meinen anfänglichen Reiseplan geändert, und mich nun entschlossen, vorerst nicht nach Rom, sondern nach Neapel zu gehen. Dies das ganze Geheimniß!

Die Reise von Florenz hierher war reizend, blühend. Und wenn ich die Mädchen mit ihren Krügen in altetruskischer Urnenform an den Brunnen gehen sah, so träumte ich mich in die alte Zeit zurück.

Von Pisa hebe ich wieder einen einzigen Platz heraus und führe ihn Dir vor Augen. Hier am äußersten Ende der Stadt sind die größten Werke Pisa's zusammengedrängt. Der Platz stößt an die niedrige, mit Zinnen versehene Stadtmauer. Dichter Rasen bedeckt ihn, und nur von den Marmorstufen, welche zu den Prachtgebäuden führen, ziehen sich schmale Wege aus Marmorplatten durch das Grün. Tiefe Stille, öde Einsamkeit! — Und da steht nun rechts der herrlich construirte hängende Marmorthurm, daneben der Marmordom, dann das schöne Baptisterium, ein zweiter Dom im Kleinen. Alles matt von gelblichem und schwarzem Marmor schimmernd. Hinter diesen Gebäuden die traurig öde Außenwand des Campo Santo, eine Kunstwüste. Wie still wandelt man in diesen Hallen! Der lange, viereckige Gang ist gegen die Außenwelt ganz geschlossen, nach innen geöffnet durch herrliche gothische Riesenfenster. Der Fußboden besteht aus lauter gleichgroßen Marmorplatten, nur durch eine Einfassung aus schwarzem Marmor von einander getrennt. Dies sind die Gräber der alten vornehmen Pisaner. Die Wände sind mit Gemälden der größten Meister bedeckt. Der Hof zwischen diesen Gängen bloßes, üppig wucherndes

Gras. Kein Grab, kein Zeichen zu erkennen; eine vollkommene, aber herrliche Oede! Nur Cypressen in den Ecken und in der Mitte eine alterhümliche Säule, ganz von wilden Rosen umwunden. Des Abends saß ich an der hintersten Wand. Ich fühlte mich krank und unbeschreiblich trübe. Die Zierrathen des nächsten gothischen Fensters waren hell erleuchtet; der Rasen, der Gang gegenüber dunkel; darüber die hellleuchtende Kuppel des Domes, die blitzenden Marmorstatuen seines Giebels; das Baptisterium im Schatten, Alles scharf in den tiefblauen Himmel eingezeichnet — und nichts — nichts zu sehen und zu hören! Ich blieb, bis der Mond aufging. Die Grillen zirpten im Grase, am Dome flimmerte mattes Gold.

Neapel.

Ich wohne in St. Lucia. Mein Fenster reicht auf den Boden; davor ein kleiner Balcon. Unter mir das blaue Meer, gegenüber der dampfende Vesuv, darunter das glänzende Städtchen Portici und die letzten Spitzen des Landes. Links das Stadtufer, von Lazaroni wimmelnd, Abends von Hunderten von Laternen glänzend; dann der Leuchtthurm und die Häuserreihen, die sich nach dem Vesuv hinziehen. Ein betäubender Lärm von Schreienden, Singenden, Tanzenden, Dudelsackpfeifern tönt zu mir herauf. Man weiß gar nicht, wie Einem geschieht. — Heute gegen Abend hatte sich der Dampf des Vesuvs wie eine Fichte gestaltet. Er war ganz schwarz geworden und ruhte unbeweglich über dem Kegel. — Doch zur Reise!

Unter strömendem Regen fuhr ich von Livorno aus, durch einen Wald von Masten dem Dampfschiffe zu, welches mich nach Neapel führen sollte. Ein stattlicher Bau; nur nicht so elegant, als unsere rheinischen Dampfschiffe. Es war Abends 5 Uhr, als man die Anker lichtete und in die offene See stach. Ich war ganz Auge, trotz des bewölkten Himmels, und wünschte nur so lange von der Seekrankheit verschont zu bleiben, bis ich ein klares Bild dieses mir neuen Phänomens gewonnen. Ich blieb die ganze Nacht auf dem Verdeck, meist vorn am Bugspriet, unter drei neapolitani=

schen Matrosen. Die offene See stellt sich ungeheuerlich dar. Tiefblaugrau und Millionen Glieder rührend. Am Horizont schließt sie sich in scharfer Rundung ab. Als die Sonne unten war, in der matten Beleuchtung des umflorten Mondes, wurde sie ganz schwarz; als später der Mond die Wolken durchbrochen und herrlich unterging, silberglänzend. Mit unendlichem Genuß beobachtete ich das vielbesprochene Leuchten des Meeres. Es war am stärksten, als noch nicht die volle Nacht eingebrochen war. Es erscheint im Schaume der Wogen, welche das Schiff durchbricht, in unbeschreiblicher, zauberhafter Pracht. Der Wogenschaum sieht aus etwa wie glänzender Atlas, während er mich zugleich an die aufgesetzten Goldlichter der früheren Maler erinnerte. Das Licht ist das reinste Phosphorfeuer; Flämmchen an Flämmchen, in einander verschwindend, manchmal in's Bläuliche überspiegelnd. Herrlich tauchte aus den Fluthen die Felseninsel Capraja auf. Weiterhin zeigte man mir zwei Streifen als die Küsten von Corsica und Sardinien, endlich die Insel Elba.

Ich war gar ruhig, und wie fast nie in meinem Leben stillzufrieden; und meist bewegte sich meine Fantasie in kindlich-kindischen Vorstellungen. Mir fiel meine Kindheit ein, wo ich so oft von Meerfahrten geträumt. Als ich gerade über dem Bugspriet den Orion erkannte, kam mir die Odyssee in den Sinn, wo dasselbe Gestirn dem Vieldulder Odysseus als Leitstern erscheint. So verging die Nacht. Unwohlsein spürte ich erst gegen Morgen; aber es kam doch nicht zum Aeußersten, und ich konnte in aller Freudigkeit des Herzens die etrurische Küste begrüßen. Erst Montalto, hinter welchem Volci liegt, dann einen schönen Hügel hingelagert, Corneto, das altetruskische Tarquinii, im künftigen Frühjahre, so Gott will, der Ausgangspunkt meiner etrurischen Wanderungen, und dann Civita Vecchia.

Um 1 Uhr Mittags wurden die Anker unter fürchterlichem tactmäßigem Geheule wieder gelichtet. Das Meer war dunkelblau und rundete sich am Horizonte zu einer Kugel ab. Ueberhaupt ist die Vorstellung eines in unendlicher Ferne verschwimmenden Meeres ganz falsch. Dies nur bei Nebel und bedecktem Himmel. Sonst

schließt sich das Element fest in sich ab. Gerade die äußersten Contouren sind die schärfsten und dunkelsten. Die Uferstrecke zur Linken ist öde, von Zeit zu Zeit durch Wachtthürme, Dörfchen, halbverfallene Kirchen unterbrochen. Zahlreiche Schiffe mit spitzen Segeln, schiefgelegt, denn es ging Wind, kreuzten um uns in allen Richtungen. Große Seeenten ruderten durch die Wellen, und die Fischreiher zogen weite Kreise in der reinen wolkenlosen Luft. Gegen Abend sah ich die Albaner-Gebirge mit ihren glänzendweißen Gebäuden über der Mündung der Tiber auftauchen. Das Meer zeigte nun das reinste Veilchenblau. Das hatte wohl Homer gesehen, wenn er das Meer das „dunkelschillernde, purpurne" nennt. Wunderbar contrastirte mit dem Sonnenlichte das des nun aufgegangenen Mondes. Sein Glanz auf den Wogen war goldgelb, diesmal frappant das aufgesetzte Gold der alten Maler; nicht schimmernd und flimmernd, sondern gedämpft und matt.

Nach einigen Stunden unerquicklichen Schlafes in dem Cajütensarge kam ich um Mitternacht wieder auf das Verdeck. Niemand wach als die Matrosen. Das Meer war in mächtiger, rauschender Bewegung, und vor mir plötzlich im Mondglanz aus den Tiefen steigend in kühner Kegelform ein gewaltiger Fels. — „Was ist das?" — „Circeo," heißt es zur Antwort. Was diese alten, längstbekannten Namen so wunderbar klingen, wenn man unerwartet den Gegenstand selbst vor Augen hat. Ich fuhr nun also dicht an dem Felsenneste hin, wo einst die schönlockige Circe hauste, und die Gefährten des Odysseus berückte. Es war dies vielleicht der schönste Moment meiner ganzen Reise. Denn in den Gesängen der Odyssee habe ich meine schönsten Knabenjahre verträumt, und selig verträumt. Zwei Klippen rechts, wie spitze Segel. — Wahrscheinlich die Klippen der Sirenen. Todtmüdigkeit zwang mich, das Lager zu suchen, aber um 5 Uhr war ich schon wieder auf dem Verdecke. Gerade vor mir glaubte ich das Feuer eines Leuchtthurmes zu entdecken; aber es war, wie der nächste Matrose mich belehrte, die „bellissima stella dell' Ariane," die eben aus den Fluthen auftauchte, die Sonne verkündend. Rechts erschien eine

spitz aufgekuppte, dann lang in's Meer gestreckte Insel; es war Ischia; gleich darauf zeigte sich Procida, im Hintergrunde, scharf ausgezackt, Capri. Wir näherten uns dem Golf von Neapel. Bald zeigten sich deutlicher auch links felsige Ufer, und mit einem Male trat gigantisch der tiefdunkelblaue Berg mit doppeltem Gipfel hervor. Aus dem rechten Gipfel wirbelten schwarze Rauchwolken in den seltsamsten Formen empor, wurden dann zu lichten Wolken und zogen sich in langen Streifen nach der aufgehenden Sonne. Es war ja der Vesuv in wunderbarer Größe und Herrlichkeit. Was sich in diesen Augenblicken in und um uns begab, wird sich nie in Worte fassen lassen, kann nie geahnt werden. Das Meer unter uns, das tiefste Dunkelblau, das ich je gesehen; die Stadt Ischia in vollem Sonnenscheine; nun rechts auch die Festung Procida. Capri erschien himmelblau, links die Felsen von Puteoli — dann amphitheatralisch die Stadt, mit Pompeji, Herculanum, Portici bald in Eins verwachsend; oben drohend das Castell St. Elmo. Dann der Mastenwald vor uns, ein Gewühl von Schifferkähnen um uns — eine Fülle des Lebens bis zum Versinken! Hier schon bewährt sich das Sprüchwort: „Vedi Napoli e poi mori!“ Aber ich will ja nicht sterben — ich will leben! — Wenn Gott mir die Kraft giebt!

Nun noch einen Blick aus dem Fenster! Himmel und Meer im Scheine des Vollmondes ein und dieselbe Farbe. Schifferkähne mit rothglühenden Fackeln ziehen vorüber. Ueber dem Vesuv ruht eine schwer aufgethürmte schwarze Wolke mit milchweißem Saume. Die Wogen flüstern zu mir herauf, und wie ein Kahn vorüberschwebt, läßt er einen glänzenden Feuerstreifen hinter sich. Ich kann nicht vom Fenster weg, das Meer und der Vesuv thun mir's an!

Den 20. October.

Neapel ist einzig! Ist das ein Gewühl! Staatscarrossen nach Staatscarrossen; hinten auf zwei bis drei galonnirte Bediente in weißseidenen Strümpfen. Dann zahlreiche Fiakers mit kleinen Lazaroni, die in flatternde Lumpen gehüllt sind. Zwischendurch ganze

Karavanen von körbebeladenen Eseln. Mönche, die auf Eseln reiten u. s. w. Unter den Fußgängern die meisten lumpig. Dann Soldaten in allen Uniformen, und Mönche ebenso mannigfach uniformirt. Höchlich amüsirten mich die geistlichen Herren, als es regnete. Die nicht Mönche sind, tragen alle über schwarzen Strümpfen lange schwarze Röcke, wie unsere Freiburger Seminaristen. Nun hoben sie die Röcke auf und es zeigten sich bei Allen kurze Beinkleider von gelbem Nankin, welche dann einen herrlichen Contrast zu den schwarzen Strümpfen bilden. Ueberhaupt lieben die Neapolitaner grelle Farben. Ich sah eine Sänfte, grün und roth angestrichen, mit einem Büschel künstlicher Blumen oben auf, und drinnen saß in aller Breite, rosenroth gekleidet und ziegelroth geschminkt, eine Donna von 60 Jahren. Die Schenken und Schenkwirthinnen von Limonade und kaltem Wasser haben alle bunte, wunderliche Buden; kleine Capellen oder Tempelchen von Holz. Vorn Säulen; unter dem Tempeldache sitzt die Holde; über ihr erhebt sich ein Giebelfeld mit einem gräulich gekleckstem Madonnenbilde. Unter diesem meist ein halbes Dutzend arme Seelen im Fegefeuer. Dann darunter wieder ein Postament für die aufgeschichteten Citronen. Die Säulen sind mit dicken Lorbeerbüschen umwunden und des Abends von fünf bis sechs bunten Lampen erleuchtet.

Ein Dudelsackpfeifer machte mich laut lachen, so daß Alles verwundert auf mich blickte. Er hatte vor sich auf der Erde ein Brett. An einer Schnur hingen eine weiße Policinellpuppe und ein neapolitanisches dito Mädchen. Nun drückte er mit dem Ellbogen den Schlauch des Dudelsackes und mit dem rechten Fuße im Tacte das Brett. Da machten die Dinger unten die wunderlichsten Complimente und Capriolen gegen einander. Aber sein Blick war fest und finster auf die kleine Welt hinab gerichtet, und ringsum standen Alt und Jung in andächtiges Schauen versunken.

An meiner Straße ist Fisch- und Muschelmarkt. Da sitzen zwölf alte, fürchterliche Weiber auf der Erde, ihre Spindeln drehend. Weiterhin jüngere, die ihre Kinder säugen. Die Kinder sind wahre

Negerphysiognomieen, aber Knaben und Männer stattlich, herrlich gewachsen. Die Farbe ist nicht das sonnenverbrannte, braune Colorit der Italiener überhaupt, sondern gelbroth-braun; offenbar eine ganz besondere Menschenrace. Eigenthümlich ist, daß alle Stimmen sich einander gleichen. Ich glaube überall meinen neapolitanischen Reisegefährten sprechen zu hören. Die Frauen reden, wie allenthalben in Italien, in tiefem Alt, der fast zuweilen in Baryton übergeht.

Gelangt man denn endlich aus der Stadt, welch unsägliches Gewühl kommt Einem vom Lande entgegen! Esel-, Ziegen- und Büffelheerden, Wagen an Wagen mit Landleuten und Geistlichen beladen, und wie beladen! Alle Pferde und Maulthiere mit gellenden Glöckchen und mit Federbüschen behangen. Und nun kommen die Bettler angestürmt, zwei, drei, an jeder Seite des Wagens. Nackte Buben, im dicksten Kothe Purzelbäume schlagend; gräßliche Weiber ohne Nasen, Männer, die Armstumpen nackt aus den Lumpen streckend, Blinde, den Kopf in die Sonne gehoben. Alles heulend, winselnd, brüllend. Und die Prachtvillen sehen stattlich drein, mit ihren lieblichen Gärten auf den flachen Dächern.

Eine furchtbare Schattenseite ist die Sittenverderbtheit in Neapel; und ich schweige darüber lieber ganz, um mir selbst das sonnige Gemälde nicht zu trüben.

Pompeji.

Welches Gefühl, als die Straße, von schwarzer Asche bedeckt, links einbog über ödes Feld, um uns nach Pompeji zu bringen! Der Himmel war grau überzogen. Bald erhob sich der Aschenhügel, welcher einst die Stadt begrub; ein hoher Wall. Die Straße hob sich; es zeigten sich hie und da einzelne Trauerweiden, endlich eine ganze Allee dieses schönen melancholischen Baumes. Wir stiegen aus und standen an dem Landhause des Diomedes. In den Souterrains wurden bei der Aufgrabung 18 Gerippe gefunden. Einen weiblichen Körper sieht man noch in der Wand abgedrückt. Oben ist dann das eigentliche Wohngebäude. Der Hof, das Speisezimmer,

die Schlafgemächer. Zierliche Säulen, Mosaikfußböden, heitere Farben! Nun erhebt sich die Gräberstraße, mit Lava gepflastert; die alten Fahrgeleise sind noch zu erkennen. Links und rechts sieht man die Gräber in den schönsten Formen; mehrere aus Marmor, schön verziert, und weiterhin Ruheplätze für Die, welche einst ihre lieben Verstorbenen hier besuchten. Bald dann, durch die Gräber immer höher steigend, das Stadtthor und die erste eigentliche Straße von Pompeji. Der Rückblick ist wunderbar ergreifend. Ebenso der Blick hinab, wo die Straße sich wieder senkt. Und doch verschwindet jedes Gefühl des Tragischen; man fühlt nur eine stille, feierliche Heiterkeit. Die Häuser sind so niedlich, die Gemächer so traulich, die Farben der Gemälde frisch, die Darstellungen bald mythisch, bald fantastisch, bald häuslich, so daß man noch mit einem lebensfrohen, feinsinnigen Volke zu verkehren meint. Dort schweben tanzende Musen über die rothe Zimmerwand, dort Amoretten. Ariadne blickt nach dem scheidenden Theseus, und Iphigenia findet ihren Bruder wieder.

In den Gärten buntes Grottenwerk, und die Gartenmauer selbst ist mit Bäumen, Blumen und Nymphen bemalt. Am Eingange wachen Katzen und Hunde, und auf der Marmorschwelle heißt ein „Salve" den Wanderer willkommen. Man erkennt die Wohnung des Armen und Reichen, des Handwerksmannes und des Künstlers. Da ist die Küche, der Keller, da noch Tisch und Brod für das Mahl. Die Bäder, die Speisekammern, die Handmühlen — der Hausaltar und die Nische für die Laren.

Zwischendurch dann die großen Gebäude des öffentlichen Lebens. Der Tempel der Fortuna, der Isis, des Jupiter, der Venus, das Pantheon, das Forum! Vom Forum konnte ich mich nicht trennen. Wie ist es herrlich unter den Resten der Säulenhallen, die es umgeben! Ueber die Piedestale der Reiterstatuen, die es schmückten, hinaus sieht man die hochgewölbten Berge von Castellamare mit ihren grünenden Ufern und dem silberglänzenden Meere. Rückwärts Trümmer über Trümmer; dann das Pappelwäldchen, das Pompeji von dieser Seite umringt; und darüber, Alles beherr-

schend, den Vesuv. In der Basilika erwachten alle meine alten Jugendträume. Ich sah den Prätor die Tribüne besteigen, die Lictoren neben ihm! — — Und das Amphitheater, dieser Wunderbau von Menschenhänden, mitten in dem Amphitheater der Natur, dem Kranze von Bergen vom Vesuv bis Castellamare!

Es ist eine stille Seligkeit, in dieser fremden und doch so längst bekannten, vertrauten Welt umherzuwandeln. Meine Mittagstafel, aus Brod und Lacrimae Christi-Weine bestehend, hielt ich auf einem Säulencapital, in wunderseltsame Träumereien vertieft, und ging in der heiligen Abendstille der sonntäglichen Natur dann auch still und einsam durch die Gräberstraße zurück.

Pästum.

Eine öde, wüste Ebene; zerstreute Büffelheerden; hier und dort ein Hirt ganz antik, wie ein alter Satyr in langzottiges Ziegenfell gekleidet; dazu regnete es heftig. Die wenigen Menschen, die uns begegneten, sahen fieberbleich und abgemagert aus, ein Zeichen, daß wir uns der Sumpfwüste von Pästum näherten. Dasselbe deutete ein zweites, aber erfreulicheres Zeichen an: frischblühende Rosen an den Hecken. Wer denkt da nicht an die berühmten, von den römischen Dichtern so viel besungenen Rosen von Pästum? Vor uns wurde es etwas heller und aus dem Hintergrunde leuchtete der Tempel der Ceres uns entgegen. Es war etwa $1/2$ 10 Uhr, als wir durch die Trümmer der Mauern fuhren, welche noch im Viereck die Stätte der einst so blühenden Stadt umringen. Wenige armselige Hütten fanden wir, und eine gleich ärmliche Locanda. Daneben der stattliche Bau des Bischofs. Sonst nur Trümmer in der weiten sumpfigen Fläche. Der Himmel hatte sich aufgehellt, und als wir an den Tempel der Ceres traten, lag er vor uns, glänzend im hellsten Sonnenscheine, wunderbar sich hervorhebend aus dem dunkelblauen Himmel, der klar und ungetrübt blieb, bis nach 4 Uhr, wo wir Pästum schon wieder im Rücken hatten. Wenn ich die Tempelstufen anbetend und Gott fast laut dankend betrat, wer will das nicht begreifen?

Alle äußeren Säulen und zur Hälfte die Giebelfelder sind erhalten. Alles von der großartigsten Construction, und doch noch nichts gegen den zweiten Tempel, den wir später sahen. Abbildungen geben keine Idee; man muß diese Räume durchwandeln, um ihre Größe und Einfachheit zu verstehen und zu empfinden. Und dann der gelbgraue Ton des alten Gesteins, die wüste grüne Ebene, die man durch die Säulen erblickt; über ihr das blaue Meer! Alles das läßt sich nur in der Wirklichkeit erfassen, beschreiben hilft nichts. Vom Cerestempel gingen wir in die ehemalige Stadt; besuchten flüchtig die Reste eines Amphitheaters, dann eines Theaters und eines römischen, ganz umgestürzten Tempels, wo ich schnell ein neuentdecktes Capital und einige wild zerstreute Reliefs zu zeichnen versuchte, um dann den größten Tempel, den des Neptun, zu besuchen, welcher in bedeutender Entfernung dem Venustempel parallel liegt, wie auch die prächtige Basilika. Der Neptuntempel steht auf drei hohen Stufen; an der schmalen Seite sind sechs, an der langen Seite vierzehn Säulen. Eine wunderbare Täuschung ist es, daß man ihn fast vollkommen erhalten sieht. Im Innern auf einer Erhöhung sind die Säulenreihen des eigentlichen Heiligthums. Alles im ältesten, großen dorischen Style. Die ungeheuren Blöcke, aus denen die Säulen und die übrigen Theile des Tempels zusammengesetzt sind, waren nie durch Mörtel verbunden, und Alles hielt sich nur so unzerstörbar fest durch die Schwere der Steine und die treffliche Construction. Von unbeschreiblicher Wirkung sind die verschiedenen Durchsichten und Verschiebungen der Säulen, mit dem Blicke auf das Meer und die übrigen Tempel; die Schlagschatten und Streiflichter, je nachdem man die Stelle wechselt. Die Farbe ist gelbröthlichbraun. Jenes vorherrschend; im Sonnenscheine wie reiner Goldglanz und transparent. Dabei das üppige Grün, das aus jeder Ritze quillt, die schwarzgrauen, oft vier Fuß langen Schlangen, die der Tritt des Wanderers aufscheucht, und die Unzahl goldgrüner Eidechsen, welche in unbegreiflicher Schnelle die Säulen hinauf, bis zum letzten steinernen Balken klettern. Die Basilika ist aus einer Zeit, in welcher der Sinn für einfache Größe schon

verloren war. — Noch ein Blick auf den Cerestempel und nun Lebewohl dieser stillen Herrlichkeit! Wer Pästum gesehen, kann es nie vergessen.

Wir kehrten nach dem schönen Salern zurück, welches in Terrassen aus dem halbmondförmigen Meerbusen aufsteigt, von schroffen Felsen gekrönt.

Neapel, den 20. November.

Es ist eine Reihe von Tagen vergangen, seit ich nicht geschrieben. Ich war unwohl; wie gewöhnlich an Nervenbeängstigungen und heftigem Kopfschmerze, so daß ich einen Arzt zu Hülfe nehmen mußte. Es geht jetzt wohl wieder besser, doch sehne ich mich unbeschreiblich nach dem stillern Rom, um nach all' den gewaltigen Eindrücken wieder zu mir selbst zu kommen.

Neulich wollte ich die Scuola di Virgilio besuchen. Es ging schon auf 10 Uhr. Der Tag war göttlich, obschon das Meer bewegt. Die Schiffer versicherten indeß, daß keine Gefahr sei. So bestieg ich mit Dr. C. einen auf's Land gezogenen Kahn bei Villa reale. Ein paar Bursche schoben, und wir schossen wie vom Stapel in die Brandung des Meeres. Auf bewegter See, unter diesem Himmel, an diesen Ufern hinzugaukeln, ist eine Wonne über alle Beschreibung! Die Wogen sinken und steigen mit dem Kahne; herrliches Dunkelblau am Saume; Silberglanz und Dunkelgrün in dem bewegten Wogengewimmel am felsigen Ufer, über den Klippen, an den uralten Gebäuden des Pausilipp, deren Fuß im Meere steht, wo sich an den uralten unzerstörbaren Bogen in weißaufwirbelndem Schaume die Wogen brechen. Ueber den Bauwerken erscheinen bald Felsen, bald Pomeranzenpflanzungen; auch eine herrliche Palme sahen wir. Dazwischen sprachen wir immer von Homer, in dem mein Reisegefährte gut bewandert war. Der Wind aber wurde stärker und wir kamen gegen die Punta del Posilippo. Dicht neben uns Klippen; die Brandung wurde fürchterlich. Jetzt stieg das Schiff schiefliegend in die Höhe, nun schoß es pfeilschnell in die

Tiefe. Um uns ein Gewühl von Wogen und milchweißem Schaume. Das habe ich also auch erlebt! Schiffer am Lande winkten uns zurück. Als wir um die Ecke bogen, erschienen die Klippen von der sogenannten Schule des Virgil. Hier aber war die Brandung so fürchterlich, daß die Schiffer erklärten, ohne die größte Gefahr könne man in diesem Sturme nicht weiter, ja sie hielten es für absolut nothwendig, umzukehren und das Ufer zu gewinnen. Wir wendeten um. Auf einer Klippe, mitten im Meere, heulte uns ein zerlumpter Fischer die Bitte zu, ihn mitzunehmen. Es geschah. Vor der Punta del Posilippo stiegen wir an's Land und setzten unsere kleine Wanderung fort. Welche Stille hier, als wir zwischen Gartenmauern den Berg hinanstiegen! Wir kamen auf die Straße nach Puteoli. Oben auf schroffem Felsvorsprunge ist die Aussicht auf das Meer mitten unter den brandenden Wogen. Vor uns ein natürliches Felsenthor, durch welches die Brandung schäumt; altes Mauerwerk darauf und ein kleines Castell. Dann rechts daneben Felsen des Vorgebirges mit der Schule des Virgil. Dazwischen die wildtobende Brandung; im Hintergrunde die offene See und Ischia. Aus dem alten Mauerwerke dringen Aloen mit hohen Blüthenstengeln. In nächster Nähe rechts ein altes hölzernes Kreuz mit einer Laterne, vom Sturme gebogen, daneben eine Grotte und römische, von der Höhe gestürzte Mauertrümmer. Links aber auf unserm Vorsprunge eine Einsiedelei mit Heiligenbildern auf antiken Säulenresten ruhend; ein Stück Marmorschaft an die Wand der Einsiedelei gelehnt. Endlich erschien der Einsiedler selbst, in langem, schwarzem, zerlumptem Gewande, grauem Barte, bloßen Füßen. Seinen Gruß verstanden wir nicht. Er brachte ein Stück altes, gelbes Pergament und hielt es uns vor die Nase. Sein Gemurmel von Interpretation verstanden wir wieder nicht, doch gaben wir zwei Gran dafür. Man war in eine andere Welt versetzt, in eine andere Zeit. Lange noch ergötzten wir uns an der Brandung, welche hinter uns an einem andern Felsvorsprunge über haushoch emporsprang.

Puteoli und Bajä.

Der Weg nach Puteoli oder Puzzoli führt durch die Höhle des Pausilipp, dann nähert man sich dem Meere, und an einer Felsenecke vor mir zeigt sich der kleine Ort. Rechts hohe zerklüftete Felsen, in lauter kleine Höhlen zerbröckelt, meist gelb und braun, ächt vulcanisch; sparsames Gebüsch darüber. Links schwarze Felsentrümmer im brandenden Meere. Dazwischen große Schilfpflanzungen. Die Straße ist mit Lava gepflastert. Ich gehe durch die schmutzigen Gassen der Stadt nach dem unglaublich herrlichen Serapistempel. Ein ungeheurer Hofraum, in der Mitte desselben ein Rondell. Hinter diesem, vor der Vorhalle des Heiligthums noch aufrecht stehend, drei Riesensäulen, unter welchen der größte Mann wie ein Kind erscheint. Ringsherum sind noch die Badestuben der Heilanstalt, welche mit dem Serapistempel verbunden war, und die man jetzt wieder zu gleichem Zwecke eingerichtet hat. In antiken Gewölben dampft noch das heiße Wasser, das aus der Solfatara kommt, während das Meerwasser über den Marmorgrund des Tempels und um die Riesensäulen strömt. Nur auf eigens dazu gelegten Steinen kann man diese Räume durchwandern, und man sieht an den Löchern, welche in der Mitte der Säulen ausgehöhlt sind, sowie an anderen Spuren, daß der ganze Tempel im Mittelalter vom Meere bedeckt war, welches später sich senkte, seit einem Jahrzehend aber wieder stieg, und wahrscheinlich steigen wird, bis diese Prachttrümmer vielleicht für immer in der Tiefe des Meeres versinken. Dort gegenüber die Wunder des Vulcans, hier die der Wasserwelt; in ihrer Mitte, beide überwältigend und beiden unterliegend, das Wunderwerk der Menschenhand!

Ueber eine Stunde lang verfolgte ich die Gräberstraße von Puteoli. Zu beiden Seiten ziehen sich, manchmal noch sehr gut erhalten, die Behausungen der Todten hin. Bei St. Vito hat sich in einem kolossalen, noch wohlerhaltenen römischen Grabe, ohne an dem Gebäude die geringste Veränderung vorzunehmen, eine Winzerfamilie eingenistet. Oben ist noch das hohe Gebälk, vom

Rauche geschwärzt, rings die Nischen für die Aschenkrüge; daneben und darüber Wäsche, Garn und Heiligenbilder; und zwei breite italienische Betten hatten noch Raum. Eine freundliche Alte ließ lustig ihre Spindel schnurren, während ich stumm dies ächte Bild des menschlichen Lebens betrachtete.

Von Puzzoli ging es nach Bajä. Ein kleiner vierzehnjähriger lieber Junge war mein Begleiter.

Auf der Höhe über dem Averner-See stieg ich aus dem Wagen und stand nun vor Entzücken trunken, im eigentlichsten Sinne des Wortes. Unter mir ein weiter Kessel; in seiner Mitte der herrliche See, an den Ufern grünlich, in der Mitte blau, die Wellen leicht gekräuselt. Links am Ufer die kolossale Ruine des Apollotempels. Gegen die Höhe zu breites, flaches Ufer, dicht mit einem Haine von Orangen bedeckt; der Duft stieg wahrhaft berauschend zu mir empor und Vögel zwitscherten in den Gebüschen. Das gegenüberliegende, zwischen dem Monte nuovo und einem andern Berge sich hinziehende Ufer ist ganz niedrig und eben. Darüber erscheint ein schmaler Silberstreifen, der Lucriner-See, und hinter ihm das Meer, rechts von der schroffen Höhe des Cap Miseno und Bajä begrenzt; links in blauem Dufte Capri.

Später durchwanderte ich die Stätte des einst so mächtigen Cumä mit seinen gigantischen Tempeln und Gräbern. Die Straße führt durch Felsen und altes Mauerwerk abwärts. Ueberall Spuren von Gebäuden und Gräbern. Plötzlich erscheint, als wollte es den Weg versperren, das Meer mit seinen Inseln im Hintergrunde! Und nun ist Bajä erreicht. Eine einzige schlechte Locanda und ein paar armselige Hütten vertreten die Stelle der römischen Prachtpaläste.

Erlasse mir die ausführliche Schilderung! Nichts als trostlose Spuren vergangener Herrlichkeit, die die Natur mit ihren ewig jungen Reizen dennoch nicht völlig zu umkleiden vermag. Im Angesichte des Meeres und seiner paradiesischen Ufer, zwischen verwitterten Palasttrümmern, tanzten ein Bursche und ein Mädchen im Kreise ihrer Gespielen die Tarantella. Gesang und Jubel, von

Castagnetten unterbrochen und begleitet, tönte seltsam in meine von Schwermuth gefaßte Stimmung herein.

Im Rückweg besuchte ich die Sibyllengrotten. Der Ort ist mythisch geweiht. Die flüsternden Bäume und Reben erinnern an die geheimnißvollen Blätter der Priesterin; und dort dehnt sich das Meer aus, geheimnißvoller noch die einst so froh und thätig belebten Ufer umrauschend. Indessen war es dunkel geworden und der Monte nuovo glühte im Abendrothe; ein sanfter Luftzug säuselte in dem baumhohen Uferschilfe des Averner-Sees. Ich kam an das Meer. Es glühte im letzten Scheine des Abends, und violettrosig schwammen die Inseln und Klippen in der dämmernden Herrlichkeit. Da kam es mir plötzlich in den Sinn: „das Alles siehst du heute und nie wieder. Doch an derselben Stelle wandert vielleicht einst still und glücklich dein Sohn und denkt an seinen Vater, über dessen Grabe wohl dann schon längst hohes Gras gewachsen ist."

Zum Abschiede aus Neapel.

Den Vesuv habe ich nun auch noch bestiegen. Wir fuhren 9 Uhr Morgens bei herrlichem Wetter nach Resina, um unsere steilrecht umgekehrte Höllenfahrt anzutreten. Wie wir aber nun wohlberitten zum Eremiten gelangten, den Aschenkegel hinaufklimmten, wie ich der Erste war, der den Rand des dampfenden Kraters erreichte, wie hier eine niegeahnte Welt von Herrlichkeit und Schrecknissen sich mir aufschloß, wie endlich der Schwefelqualm uns zur Flucht trieb, wie wir vor dem Eremitenhause die Sonne untergehen sahen, und ich mich nun in aller Stille von den Uebrigen trennte und unter dem herrlichsten Sternenhimmel die Lava- und Weinfelder hinabritt, das Alles werde ich mündlich erzählen. Die Feder kann hier nichts ausrichten; ich müßte denn ein paar Stunden Studien darauf wenden, um zu schildern, was nur erlebt werden kann.

Und nun das letzte halb freudige, halb wehmüthige Lebewohl aus dem schönen, dem einzigen Neapel! Morgen geht es nach Rom!

Rom, den 27. November.

Heiter und gesund habe ich gestern Abend 4¼ Uhr das Hauptziel meiner Reise erreicht. Schon habe ich im Fluge, durch den Zufall und die ersten nöthigen Geschäfte geleitet, nachdem drei Stunden auf der Mauth verloren gegangen waren, die Trajanssäule, die Säule des Antonin, den Bogen des Titus, das Coliseum, das Forum gesehen, das Capitol bestiegen, wo mich Jupiter mit drei gewaltigen Donnerschlägen begrüßte, und im Dämmerlichte des Abends im Pantheon mein Abendgebet verrichtet. Noch habe ich keine Wohnung. Aber ich fühlte mich hier vom ersten Momente an heimisch. Das Gefühl eines unendlichen Freuens ist über mich gekommen; mein ganzes Wesen erkennt hier ein großes, ewiges Ziel, das, lange gesucht und lange ersehnt, nun endlich erreicht ist. Nun läuten die Morgenglocken, es sind die Glocken der Siebenhügelstadt! Ach — in Rom zu sein, nach so viel verfehlten Hoffnungen, in Rom zu sein, voll von der Größe der alten Welt, mit neuerwachender Geisteskraft, und still, wie ein guter Vorsatz gefaßter Lebenslust — im Pantheon zu beten, unter den Säulen des Forum zu lustwandeln! Wer kann das Glück ermessen! — — —

Die Reise von Neapel nach Rom zu Lande überlasse ich Dir in irgend einem italienischen Reisebuche nachzulesen, und hebe nur einige wenige Bilder heraus.

Am Abend des ersten Reisetages: kühne, zackige Felsenberge, allenthalben kleine Ortschaften in die Höhe tragend. Plötzlich links ein ganz kahler Felsberg schroff abwärts, und nun vor uns in der weiten Thalebene, romantisch hingelagert, St. Germano. Ueber der Stadt auf Felsen die Trümmer des alten Schlosses, durch Mauern mit jenen verbunden. Neben diesen, schroff sich erhebend, ein zweiter ungeheurer Felsberg, auf seinem Rücken in abendlichem Sonnenlichte hell glänzend, das berühmte Kloster Monte Casino. Die Berge waren nicht beleuchtet, sondern völlig durchglüht; sie standen im reinsten Purpur.

Ein anderes Abendbild! Ceprano ist erreicht. Innerhalb des

Thores in der Tiefe ein großer Brunnen; darüber eine hochgewölbte Trauerweide. Maulthiertreiber tränkten ihre Thiere, Mädchen in der malerischen Landestracht kamen und gingen mit ihren schöngeformten Krügen.

Den andern Tag wehte eine schneidend kalte Luft von den Höhen nieder, aber der Himmel war wolkenlos, und rechts erschien nun schon, an hohe Felsenberge gelehnt, Palestrina. Das Amphitheater der Sabiner-Gebirge, welche die Campagna Roms von der einen Seite umschließen, eröffnete sich, dann die Höhen von Tivoli. Ich hatte den Conducteur überhört; wir waren etwa fünf Minuten weiter gefahren, da fragte ich nach der Peterskuppel. „Eccola!" hieß es, und links in der Ferne sah ich sie wie einen einsamen Felsberg in blauem Dufte sich erheben. Die Strecke, wo Rom liegt, ist ganz flach. Aus bläulicher Ferne gesehen, denkt man an das Meer. Die Peterskuppel steht ganz einsam, gegen sie verschwindet alles Uebrige, und Rom zeigt sich in der Ferne nicht als eine große Stadt, welche es ist. Gerade gegen Norden kleine, wellenförmig sich erhebende Berge, dann der Kranz der höheren Lateiner- und Sabiner-Berge, links auf der Höhe Frascati; zwischen all diesem die öde, braungraugelbliche Campagna, ein Bild des Todes! Weithin eine Heerde von schwarzen Schafen gelagert, dann einzelne Büffel. Hirten zu Pferde in dunklen Ziegenfellen, mit ledernen Beinschienen, langem Stabe wie eine Lanze, und finsteren, trotzig-schönen Gesichtern. Hie und da Reste von altem Mauerwerke und Gräber. Als wir weiterhin durch die Wüste fuhren, erschien Rom deutlicher, doch immer noch neblig, geisterhaft. Endlich tritt die ungeheure Wasserleitung vor, von Strecke zu Strecke unterbrochen, wie Legionen, die cohortenweise aufziehen. Mir wurde wunderbar zu Muthe. Um $4^1/_4$ Uhr waren wir in Rom.

Es ist nun Abend; eine freundliche Wohnung in der Nähe des Capitols habe ich gefunden. Durch die Straße ziehen mit stolzen Schritten die calabresischen Pifferari (Dudelsackpfeifer), die sich zu Schaaren sammeln, um die Hirten an der Krippe Jesu zu grüßen und der Madonna das übliche Ständchen zu bringen. Der Ton

des Instrumentes, die einfachen Melodieen haben etwas unbeschreiblich Rührendes. Meist sind es zwei Musiker, von denen der eine die Schalmey, der andere, in tieferen Tönen sich bewegend, den Dudelsack bläst. Man glaubt zwei Oboen, ein Bassethorn und ein Violoncello zu hören; dazu rauschen dann die Springbrunnen an den einsamen Plätzen und Straßen.

Es ist hier eine ewige, ernste Todtenfeier am Grabe einer untergegangenen Heldenwelt. Der Contrast mit Neapel ist wunderbar. Selbst die Wagen fahren hier nur langsam durch die Straßen und der Schritt der wandelnden Römer ist gemessen, oft majestätisch; nie hastig, wie der der Neapolitaner. Nur in den abgelegenen Straßen und gegen die Tiber hin, wo verkauft und gekauft wird, tritt dem Fremden das Bild des gewöhnlichen Alltagslebens wieder entgegen.

Den 29. November.

Zuerst die Peterskirche. Der Eindruck der Façade ist nichts weniger als erhebend; aber das Ganze zusammen, die Colonnaden auf beiden Seiten, der Obelisk in der Mitte, die beiden herrlichen Springbrunnen und ihr lautes Plätschern durch die Stille dieses Raumes ergreift nichts desto weniger das Gemüth. Doch bereitet es mehr vor, den Palast und die üppigen Gärten eines weltlichen Großen, als einen Tempel Gottes zu betreten. Das Innere der Kirche übertraf meine Erwartungen nicht durch die Größe, sondern durch die harmonische Construction der Haupttheile untereinander. Die reich vergoldeten Gewölbe, in Verbindung mit dem Glanze des Marmors, besonders im Mittelschiffe, wo die Pfeiler in's Graue spielende Töne haben, sind von herrlicher Wirkung. Ueber alle Beschreibung herrlich ist die Kuppel; im Innern schöner gewölbt als von Außen — aber die Kuppel des Pantheon ist erhabener, wenn auch nicht so groß. Die Geschmacklosigkeit des Tempels über Petrus Grabe störte mich nicht; weit mehr die Statuen der Engel

und Heiligen rings in den Nischen, welche mehr oder weniger das Gepräge des Pfäffischen an sich tragen.

Einer päpstlichen Messe in der Sixtina habe ich nun auch gleich beim Eintritte in Rom angewohnt. Die Sonntagsmesse ist eine Art von Courtag. Trotz des Gedränges einer frommen oder schaulustigen Menschenmenge betrat ich nicht ohne heiligen Schauer den vorderen Raum der Kirche, von deren Hinterwand die kolossalen Gestalten von Michel Angelo's jüngstem Gericht wie Nebelgeister niederschweben. Um mich ein Gewimmel von Cardinälen, Mönchen, Soldaten, Nobilis und Fremden. Ich sah den Herrn der katholischen Christenheit mit der silberblinkenden hohen Mitra und rothem, goldgesticktem Gewande auf dem Throne sitzend; um ihn die Geistlichen beschäftigt. Er hatte das Ansehen eines würdigen, männlichfesten und klugen Greises. Vom Ceremoniel entging mir Vieles; desto weniger von der Musik. Es war alte Kirchenmusik. Die ersten Töne überraschten mich nicht angenehm. Sie schienen mir zu stark zu sein; der Gang war ganz fremdartig. Aber je länger ich zuhörte, desto mehr öffnete sich mir das Verständniß, und nun weiß ich ungefähr, was die Musik in der Sixtina ist. Denke Dir, bloßer Gesang, frei anhebend und plötzlich; auch nicht vom leisesten Hauche eines Instrumentes unterstützt, einzig sich selbst tragend, in einer wahrhaft unbegreiflichen Sicherheit und Kraft. Solos wechselten mit zwei- oder dreistimmigen Sätzen. Jene ohne alle Begleitung, nicht recitativartig declamirend, sondern einfach, wie ganz natürlich sprechend, nur in einer höheren Sprache, sind von unbeschreiblicher Wirkung. Die vielstimmigen Sätze, meist volle Accorde, häufig in Moll ausweichend. Dazwischen Fugenansätze, doch keine ausgeführte Fugen. Oft geht die tiefste und höchste Stimme in Accordenfolge, während die Mittelstimmen durch- und gegeneinander sich bewegen. Die Sätze sind sehr lang, meist ohne Ruhepunkte, Fermaten u. dergl., ein ununterbrochener Strom. Von dem, was wir Ausdruck nennen, keine Spur. Nur daß man häufig gegen den Schluß die Accorde plötzlich bis zur höchsten, wahrhaft erschütternden Kraft anschwellen, und dann wieder bis zum leisesten

Piano sinken ließ. Die Sicherheit der Ausführung, die Herrlichkeit volltönender Bruststimmen ist über alle Beschreibung.

Den 1. December.

Nachdem ich seit gestern durch eine namhafte Anzahl von Kirchen gewandert bin, schlug ich heute Mittag mein Hauptquartier in der Peterskirche auf; denn um 2 Uhr sollte ich zum ersten Mal das vaticanische Museum betreten, dem Apoll gegenüberstehen — meinem Apollo, der mir so vertraut, und den ich doch nie gesehen. Mit stiller Ehrfurcht tritt man in den Prachtpalast der Päpste ein, in welchem die Reste des classischen Alterthums aufgestellt sind. Ich konnte Alles nur flüchtig sehen. Um $1/2$ 3 Uhr stand ich plötzlich vor dem Apollo. Es ist schön, daß er ein eigenes Gemach hat, eine Art Capelle. Wie längst vorbereitet war ich — und doch überrascht; denn dieser Marmor hat Leben und Wärme und eine Leichtigkeit der Bewegung, von welcher der Gyps nicht die leiseste Ahnung giebt. Der Kopf ist überirdisch schön, von Geist strömend. So stand ich vor dem Bilde, das mir die besten Jahre meines Lebens gekostet hat. Es freute mich, das Zimmer stets gefüllt zu sehen; und Alle verweilten lange, ruhten auf einer der Bänke und Niemand wagte laut zu sprechen!

In die Peterskirche zurückgekehrt, fing ich an, das Kolossale ihrer Dimensionen zu begreifen. Es dämmerte bereits. Von wunderbarer Wirkung war die sogenannte Capelle des heiligen Sacramentes im rechten Schiffe der Kirche. Der Hauptaltar, glänzend von Golde, war mit einer unzähligen Menge von Kerzen erleuchtet. Rechts von dem Altare ist das Grabmal des Papstes Sixtus IV. aus Bronze. Auf dem Grabe saßen und knieten in bunten Gruppen Landleute. Andere knieten zerstreut in den Capellen hier und dort. Tiefe Stille herrschte, nur durch die leisen, regelmäßigen Schritte Derer unterbrochen, die noch in den entfernteren Gängen hin- und herwandelten. Ich stand lange in wunderlich träumerisches Sinnen versunken; da lenkten auf den Fußboden zerstreute Buchs-

blätter mich nach einer anderen hell erleuchteten Capelle. In mehreren Fächern sah man hier übereinander Reihen von Reliquien; Splitter, Knochen, jedes Stück in einem silbernen Leuchter, meist in Monstranzform eingeschlossen. Vor den Schränken stehen noch Glaskasten, in welchen auf rothsammetnen Kissen heilige Knochen zu sehen sind; jeder mit einem Zettel, welcher den Namen trägt, versehen. Neben dem linken Altare sind zwei Schädel mit künstlichen Blumen bekränzt, wovon der eine, nach dem Aviso, der des St. Sebastian ist. Das Volk kam und ging, betrachtete Dies oder Jenes, kniete hier oder dort einen Augenblick nieder. Da läßt sich denn so Manches dabei denken!

Es war nach und nach völlig Nacht geworden, und so sage ich denn nun auch gute Nacht!

Den 5. December.

Gestern Nachmittag habe ich das Innere des Coliseums gesehen. Wehmuth und Bewunderung wechseln dabei in der Seele. Rings die Stationscapellen, ein ärmliches Kapuzinerkreuz in der Mitte; alle Sitze sind zerstört; aber die Gewölbe und Rippen, welche sie trugen, stehen noch, ganz mit Strauchwerk und Rasen überwachsen. Blickt man vom ersten Stockwerke nieder, so glaubt man in das Thal und die Klüfte eines Felsengebirges zu sehen. Etwas schwindelnd erstieg ich noch die zweite Etage, und mein Staunen stieg. Hier begreift man nun wieder nicht, wie das Gebäude nur halten konnte; denn man sieht gar nichts, als luftige Bogen über- und nebeneinander. Zwischen ihnen durch die Bäume, die Hügel, die Trümmer des alten Rom. Besonders ergreifend ist die Stelle, wo in der Ferne die Grabpyramide des Cestius erscheint. Was man auch in Büchern gelesen, was man von Zeichnungen gesehen, was man geschwärmt und geträumt haben mag, Alles wird zu Nichts im Angesichte dieser Wirklichkeit. Und unten liegt dann so reinlich, gesäubert, grünbewachsen das Oval des Kampfplatzes, auf welchem die ersten Christen geblutet haben. Rechts der Triumphbogen des

Kaisers, welcher Jerusalem zerstört und die gefangenen Juden zum Baue dieses Riesenwerkes herbeigeschleppt; und links die Triumphpforte des Constantin, welcher, nachdem er den Weg zur Alleinherrschaft sich gebahnt, dem Christenthume den politischen Sieg über die heidnische Götterwelt errungen hatte.

December.

Von einem einsamen Spaziergange habe ich zu berichten, dessen ich recht froh ward. Zuerst wurde das Forum durchwandert, dann durch den Triumphbogen des Constantin wieder die Via St. Georgio eingeschlagen. Erst rechts der Palatin mit seinen Trümmern der Kaiserpaläste, dann der Aventin mit seinen Klöstern und Gärten. Es ist ein unbeschreibliches Gefühl, durch diesen Theil von Rom zu wandern, einst die eigentliche Stadt. Schmale Wege führen zwischen den Weinbergen, darüber ragen die kolossalen Trümmer oder einsame Kirchen und Klöster empor.

Es war ein herrlicher Tag, wie im Frühlinge; die Vögel sangen, und in den Gärten, in welche man blicken konnte, blühten die Rosen. Niemand begegnete mir. Ich ging abwärts und sah dann plötzlich vor mir, wohin ich wollte. Zwei Gartenmauern dehnen sich perspectivisch, im Hintergrunde geschlossen durch den zinnengekrönten Thurm von Porta St. Paolo und die majestätische Pyramide des Cestius. Das Bild ist so einfach, doch ohne Gleichen. Und diese dunklen Farben, diese scharfen Contouren im reinsten Himmelblau! Auch diese Pyramide ist ein prächtiges Werk. Groß und leicht, aus mächtigen Quadern, vom Alter geschwärzt. Es ist ein einziger Anblick, wenn man an ihrem Fuße aufwärts blickend, Nichts sieht, als diese emporstrebende Masse und den blauen Himmel.

Ich besuchte nun auch den alten und neuen Kirchhof der Protestanten, welchen man nur in einem Winkel des alten Rom neben dem Heidengrabe eine Ruhestätte gönnte. Cypressen, Aloen und Rasen umschließen die einzelnen Grabmale. Ich stieg zu einem

gothischen Denkmale des alten Kirchhofs empor und versenkte mich in die wunderbare Landschaft. Vor mir absteigend Grab an Grab, links den Horizont schließend der Monte tentacea, ganz wie mit grünem Sammet bedeckt. Seine Spitze krönt auf weißem Postamente ein schwarzes Kreuz. An ihn schließt sich niedriger der lange Rücken des Janiculus. Ihn krönen einzelne Kirchen. Und wo der Blick sich senkt, liegt halb verdeckt, aber gigantisch anzuschauen, die Kuppel von St. Peter. Dann ein Silberblick der Tiber, rechts der Aventin, und im Vordergrunde, neben jüngeren Gräbern und Cypressen, die Pyramide. Der unheimliche Bau des Pulvermagazins dicht neben den beiden Kirchhöfen darf dem Gemälde auch nicht fehlen.

Ich ging nun durch das Thor die Straße weiter. Nur Wagen mit Marmorblöcken für den Wiederaufbau der Paulskirche und Hirten zu Pferde begegneten mir. An der Paulscapelle hörte ich von jungen Geistlichen einen herrlichen Canto fermo. Dann ging es links einen einsamen Weg durch Gartenmauern. Ich dachte dabei an eine alte Lieblingsstelle meiner Jugendträume. So gelangte ich unvermerkt in die Via Paradisi und an das kleine Kirchlein St. Isidoro. Gegenüber der Kirche ist aus alten Trümmern eine Säule seltsam zusammengesetzt; darauf ruht eine liebliche, verschleierte Frauenbüste, die gewiß ursprünglich keine Madonna war, nun aber, mit einem Sternenkranze versehen, wohl dafür gelten mag.

Und jetzt sah ich mich mitten in der römischen Campagna allein. Grüne und braune Oede weit hingestreckt. Im Hintergrunde überall Ruinen an grünen und dunkelblauen Bergen. Der melancholische Zauber, der über all' das ausgebreitet liegt, läßt sich nicht in Worte fassen. Ich gelangte auf die Via Appia, durchkletterte nach allen Richtungen den Circus des Caracalla und suchte dann das Riesengrab der Cäcilia Metella auf. Nach der Seite gegen Rom hin sind die Steine des ungeheuren Denkmals goldgelb, an der entgegengesetzten braunschwarz. Es krönt die Höhe der gepflasterten Straße und bietet eine göttliche Aussicht in die Tiefe.

Rom in schimmerndem Dufte! Nun ging es in einen kleinen

Seitenweg; ein Winzer begleitete mich bereitwillig eine Strecke, dann war ich wieder allein. Ich steige in ein kleines Thal hinab von Hügeln geschlossen, mit dem herrlichsten Wiesengrün überdeckt. Freundliche Baumgruppen rechts leiten mich weiter, ein liebliches Rauschen tönt mir entgegen und ich stehe vor der Grotte der Egeria. Wie sinnreich hat die Sage des Volkes gerade diesen Ort gewählt, und wie gern giebt man sich dem poetischen Mährchen hin, daß Numa hier von seiner Geliebten, der Nymphe Egeria, die Lehren der Weisheit empfangen! Ein hochgewölbter Raum; links und rechts drei Nischen, im Hintergrunde eine größere. Auf einer Marmorplatte, von drei Marmorrinnen getragen, ruht hier noch die Statue eines Flußgottes; und aus einer der viereckigen Rinnen strömt rauschend das klare kühle Wasser nieder. Die Hälfte des Gewölbes ist eingestürzt; auf dem noch stehenden wurzeln schlanke Bäume und liebliches Gebüsch, eben von der Sonne durchglüht. Die Einsamkeit, die Stille des Wiesenthales, das Rauschen des Wassers, das sanfte Dämmerlicht des alten Heiligthumes, alles dies macht diese Stelle zu einer einzigen; und die liebliche grüne Einsamkeit mag wohl selbst die beste Weisheitslehrerin auch jetzt noch sein.

December.

Ich mußte wieder mehrere Tage recht gründlich durchfühlen, was es heißt, in der Fremde krank zu sein. Das Uebel, welches mich in Neapel gefaßt, und von welchem ich bisher noch immer leichtere Anwandlungen spürte, traf mich mit verstärkter Kraft. Doch geht es abermals besser. Auch wollte ich gar nicht von meiner Krankheit erzählen, sondern von einem zweiten Besuche der Sixtina, welcher diesmal den Propheten, Sibyllen und dem jüngsten Gerichte Michel Angelo's galt. Und doch kann ich auch eigentlich wieder nichts darüber sagen. Ich war bis jetzt noch nicht im Stande, in mein gelehrtes Tagebuch auch nur eine Zeile zu bringen. Nur staunen konnte ich und bewundern, und alle meine Geisteskräfte mußte ich aufbieten, nicht um mich zu einem freien Urtheile über diese

Werke zu erheben, sondern nur um sie zu durchdringen und die Tendenz des Künstlers zu fassen. Auch die beste Zeichnung giebt keine Ahnung von der überwältigenden Wirkung dieser Meisterwerke. In derselben Weise erging es mir auch mit Rafael's Stanzen.

Nachmittags sahen wir das von dem Papste gegründete etruskische Museum. In den Vasen dieser Sammlung ging mir eine ganz neue Welt auf. Höchst ansprechend ist die ganz getreue Nachbildung eines etruskischen Grabes. — Ein wohnliches Zimmer, alle Wände bemalt; auf steinernen Betten liegen die Todten in voller Rüstung. Was ihnen vom Hausgeräthe theuer oder heilig gewesen war, hängt an den Wänden oder ist neben dem Todtenlager aufgestellt. Frauenzimmer müßten besonders von der Sammlung goldenen Schmuckwerkes entzückt werden, die man in den etruskischen Gräbern fand. Armbänder, Halsketten, Nadeln, in einer Pracht und so geschmackvoll, daß man nichts Schöneres sehen kann. Die alten Damen waren so eitel wie die modernen, nur mit mehr Sinn und Verstand. In demselben Saale hängen auch die Rüstungen der alten Etrusker. So balgten sich auch die alten Mannen wie die modernen, doch wußten sie in der Regel wofür und wozu.

Wie viele Kirchen, Klöster, Antiken- und Gemäldesammlungen ich Tag für Tag besichtige, ist nicht zu sagen. Heute war ich unter Anderm auch in dem Kloster St. Onofrio, in welchem der unglückliche Tasso gerade am Vorabende des Tages starb, an dem er auf dem Capitol gekrönt werden sollte. Ein freundlicher Klosterbruder zeigte mir in der Vorhalle erst Fresken des Domenichino, dann im Innern eine herrliche Madonna von Leonardo da Vinci; desgleichen eine Madonna von Carraci, von welchen die erste mit wunderbar frommer Naivetät das Gemüth anspricht. Jetzt wurden die Fenster geöffnet. Die schönste Aussicht über ganz Rom! Das Pantheon verhüllt sich bescheiden. Die Pinien überwölben wie orientalische Schirme das Heiligthum. Man ließ mich dann im Garten allein. Den Hintergrund schließt eine Art von Amphitheater, davor ein Wasserreservoir, eine Brunnennische mit sprudelndem Wasser, und

eine Reihe melancholischer Cypressen. Unter den Aesten einer herrlichen Eiche sieht man unter sich das ewige Rom, die göttlichen Berge, bis wo sie sich in der Ebene gegen das Meer zu verlieren. Hier ruhte wohl oft der lebensmüde Dichter, dem das Leben nur die Dornenkrone, und erst der Tod den Lorbeerkranz reichte.

Unter der Hauptthür der Kirche sah ich im Zurückgehen eine kleine Marmorplatte mit der lateinischen Inschrift: „Des Torquato Tasso Gebeine ruhen hier. Damit du, o Fremdling, dieses wissest, haben es die Brüder dieser Kirche gegründet.“

Zum Abschied hatte mir mein Klosterbruder noch aus dem Blumengarten, über dessen Mauern „die Goldorangen glühten,“ einen herrlichen Strauß von Rosen gepflückt. Nur um sie in's Wasser zu setzen, machte ich, ehe ich zu Tische ging, noch einen großen Umweg nach Hause. Jetzt blühen sie vor mir, Tasso's Rosen, wie ein Raub aus den Gärten der Armida.

Weihnachten.

Es ist mir in diesen Tagen eigen wehmüthig zu Sinne, und ich kann ein Gefühl von schmerzlicher Sehnsucht nicht überwinden, aus dem herrlichen großen Rom in meine kleine, liebe Heimath. Den heiligen Abend verbrachte ich auf dem Forum und im Capitol. Zum ersten Mal sah ich den sterbenden Fechter in seiner edlen Todesqual, mitten unter einer großen Anzahl schöner Antiken. In den unteren Sälen des Palastes der Conservatoren sind die Büsten der berühmtesten Italiener: Dante, Tasso, Rafael u. s. w., aufgestellt. Was sind das für Köpfe! Unser Parnaß ist dagegen mit wenigen Ausnahmen von lauter Handwerksburschengesichtern bevölkert.

Des Abends mußte ich in Gesellschaft. Aber länger als $1/2$ 10 Uhr konnte ich es nicht aushalten. Ich schlich mich fort und eilte über die Tiber nach der Sixtinischen Capelle. Hier hörte ich wieder alte Musik vorgetragen mit unnennbarer Würde und Gewalt. Das Amen waren zwei kurzabgestoßene Töne auf derselben Note, von

ganz merkwürdiger Wirkung. Die Kirche dauerte bis $1/2$ 12 Uhr. Ich war viel zu munter, um schlafen zu können, und besuchte noch ein paar andere Kirchen. Ueberall erleuchtete Altäre, weiße und braune Kutten, Meßgewänder, Orgelklang und Chorgesang. Ueberall knieende oder stillwandelnde Landleute. Viele lagen, in ihre braunen Mäntel gehüllt, auf den Schwellen der Seitencapellen und Beichtstühle und schliefen.

Meinen Rückweg nahm ich über das Forum. Da stand ich ganz allein mitten in der gewaltigen Nachteinsamkeit, unter den Riesenwerken einer längst versunkenen, mächtigen Vergangenheit; und die ewigen Sterne schauten glänzend nieder auf die Reste der ehemaligen Größe.

Die nächsten Tage wurden zum Besuche mehrerer Privatpaläste und Sammlungen verwendet; dazwischen ging es durch wahre Zaubergärten voll Lorbeer- und Rosengebüsch, und überall ragen die Trümmer der Götter- und Kaiserpaläste über das frische Grün hinaus.

Ein wundervoller Nachmittag wurde zu einer Spazierfahrt nach der Villa Madama verwendet, welche jetzt verdeckt, von Tag zu Tag mehr verfallend, einsam auf dichtbebuschtem Hügel liegt. Hallen, an den beiden äußersten Punkten in Nischen endigend, öffnen sich gegen den jetzt wüsten Garten. Wände und Plafonds sind mit Stuckatur und gemalten Arabesken von Giulio Romano bedeckt. Die Verbindung des weißen Stucks auf rothen, blauen, grünen Feldern mit größeren und kleineren Gemälden, mit den zartesten Arabesken auf weißem Grunde ist wundervoll. Alles so lieblich, fantastisch, voll reizender heiterer Lebendigkeit. Amoretten mit Schwänen spielend, Venus plötzlich unter die muthwilligen Kleinen tretend, Jupiter und Ganymed, Pluto und Proserpina, Juno auf einem Pfauenwagen, ein kleiner Amor schiebt aus Leibeskräften nach. Auf der Decke die Himmelsgestirne, wie milde Glanzerscheinungen. Dazwischen herrliche Festons, in welchen Amorettengruppen vertheilt sind. Alles voll Lust und Leben! Von den öden Gärten aus sieht man hinab auf die weite Ebene der Campagna.

Gerade unten ist das Feld der Constantinschlacht und Ponte molle. Weiterhin dann die schrofffelsigen Sabinergebirge, von Schneekuppen überragt; rechts die ewige Stadt. Ueber Ponte molle fuhren wir zurück.

Des Abends sah ich auf dem Platze des Capitols die seltsam bunte, mittelalterliche Auffahrt des Senators. Da blieb ich stehen, bis die Statue des Marc Aurel und die Dioscuren sich ganz schwarz vom Himmel absonderten und unten die Kuppeln im letzten Golde der Sonne schimmerten; dann ging ich links in die nahe protestantische Capelle. Ich wäre andächtig gewesen auch bei einer weniger vortrefflichen Predigt, als sie Abeken über die Worte hielt: „Laß dir an meiner Gnade genügen!“ Unser altes Lied: „Nun danket Alle Gott,“ das ich im Jahre 1818 in Nürnberg auf der Straße mitgesungen hatte, hörte ich nun auf dem Capitol anstimmen. Und das war der 31. December 1839.

Zum Schluß des Briefes und zum ersten Gruße im neuen Jahre sollst Du noch von einem einzigen, einem himmlischen Schauspiele hören; das vaticanische Museum in Fackelbeleuchtung. Um $1/_2$6 Uhr Abends zogen wir hin in Procession, vier große Wachsfackeln tragend. Vor dem Vatican erwarteten uns die Schweizer und ein Heer von Custoden. Wir durchzogen die Räume bis nach 9 Uhr, bis die Fackeln ganz niedergebrannt waren. Die Wirkung ist unglaublich, unbeschreiblich! Mein Apollo zeigte sich gleich göttlich von allen Seiten, was ich nicht erwartete. Unvergeßlich wird mir sein, als ich in den dunklen Hofraum trat und dann mich niederbeugte. Die Nische des Gottes war halb erleuchtet; er selbst, wie ein Lichtwesen schwebend, leicht, gewaltig, voll Freiheit und Kraft, und doch fast wie körperlos!

Den 15. Januar 1840.

Es liegen viele Tage dazwischen, seit ich mein briefliches Tagebuch nicht fortgesetzt habe. Theils waren meine Studien und Untersuchungen von der Art, daß sie nur die gelehrten Notizen anschwellen machten; theils auch, um aufrichtig zu sein, war große

Nervenreizbarkeit und trübe Stimmung an der Lücke schuld. Die Anstrengung ist doch sehr groß. Dennoch sind diese Momente des innerlichen Leidens nur vorübergehend. Im Ganzen habe ich mich nie so wohl gefühlt als in Rom. Ich bin nicht so aufgeregt, nicht so entzückt wie in Neapel, nicht aus mir selbst herausgerissen; nein, ruhig, in der innersten Seelentiefe befriedigt, in mir selbst zu Hause wie in Rom.

Eine liebliche einsame Wanderung habe ich neulich in die Campagna gemacht, unbekümmert um die Sagen von Straßenraub und Mord, die sich an diesen Boden heften. Ich wanderte ganz still durch die Oede von Ruine zu Ruine, überschritt die hochgewölbte Brücke des Narses über den Teverone. Gleich hinter ihr kehrte ich in einer kleinen Osteria ein. Es war ein niedriges kleines Zimmer mit hölzernen Pfeilern, von Weinlaub umrankt. In einem Winkel lagen ein paar Fässer. Im Hintergrunde öffnete es sich wie eine Höhle. Es war ein altes Grab. Da brennt in einer Nische ein Lämpchen und das Feuer des Herdes darunter. Der braune Wirth kocht daran sein Mittagsmahl, die junge Frau singt das Kind in Schlaf. Gestärkt schritt ich weiter; bald erschien die Villa Spada, über ihr Hügel mit Oelpflanzungen und Pinien. Dann links die Tiber, an ihrem Ufer auf einem zweiten Hügel Castel Ambito. Auf jenen Höhen lag einst Fidenä, tapfer kämpfend gegen das wachsende Rom, bis es ihm unterlag. Nun keine Spur mehr! Rasen und Felsen von Heerden belebt, weiter sieht das forschende Auge Nichts. Und blickt man zurück, so entdeckt man nur wenige blaue Linien und über ihnen die Kuppel von St. Peter. Ich kam in ein zweites Thal und erstieg das Casale von Marcigliana, welches einen herrlichen Blick in die große Ebene nach der Allia zu gewährt. Ich dachte auch diesen denkwürdigen Fluß noch zu erreichen, aber die Sonne neigte sich und ich war 10½ Miglien von Rom entfernt. Ich kehrte um und hatte den ganz eigenen Genuß, allein in tiefer Dämmerung, und dann noch bei Sternenschein, durch die wüste Campagna zu wandern. Ich werde auch das niemals vergessen. Wie lieblich war mir das Bild Eurer stillen häuslichen Sicherheit.

Ende Januar.

Vom Coliseum muß ich noch einmal reden, zu dem meine Schritte unwillkürlich immer wieder zurückkehren. Gestern Abend sah ich dort eine blasse, schwarzgekleidete Frau, mit einem wunderschönen, braunlockigen Knaben an der Hand. Es war ein reizendes Bild, als der Kleine das Postament des Kreuzes erstieg, es mit einem Arme umschlang und mit abgezogenem Hütchen küßte, während die Mutter in stillem Gebete niederkniete. Indessen war der untere Raum ganz dunkel geworden, nur das oberste Stockwerk glühte noch im letzten Abendrothe.

Spät in der Nacht zog es mich noch einmal nach dem Coliseum zurück. Der Mond stand hoch am Himmel; ein Knabe mit einer einsamen Fackel stieg voran. Was ich dabei empfand, drückt ungefähr das folgende kleine Gedicht aus:

Des Tages Stern ist längst hinabgezogen,
Und Mitternacht trat in die Welt herein;
Und auf des Coliseums höchsten Bogen
Steh' ich allein.

Da fühl' verwandelt ich mein ganzes Wesen,
Zu höh'rem Maße dehnt sich die Gestalt;
Jahrhunderte sind's, daß ich jung gewesen,
Und bin nun alt.

Voll wölbt sich von der blassen Wange nieder
Der Silberbart bis auf des Gürtels Band,
Und priesterlich um die gehob'nen Glieder
Wallt das Gewand.

Ich sah, wie man zu diesem Bau getragen
Den ersten Stein, bedachtsam und gemach,
Und schaurig hat an dieses Ohr geschlagen
Das letzte Ach!

Ich sah sich Wölbung über Wölbung brüsten;
Und still an's Werk dann der Verwüstung geh'n
Sah ich die Zeit; und mitten im Verwüsten
Sie stille steh'n.

Da drängt es mich, die Arme auszustrecken,
Weithin zu heil'gem, priesterlichem Thun.
Die Schläfer all', wer möchte sie erwecken?
Sie mögen ruh'n!

Wer aber Ohren hat zu hören, soll vernehmen
Das Segenswort, das ich verkünden will:
Nichts geben kann das Schicksal uns, Nichts nehmen,
Seid stark und still!

Februar.

Es drängt sich Alles, so daß ich kaum Muße finde, nur eine Viertelstunde für Dich zu erübrigen. Die vorige Woche wurde Albano, die Reste des alten Veji und das wunderschöne Tivoli besucht, „dieser Blumenstrauß am Busen der herrlichen Roma." Von dem Allem mündlich; ich bin des Beschreibens mit der Feder so müde, und hätte doch so viel Versäumtes nachzuholen.

Sonnabend wurde der Carneval eröffnet mit einer Deputation Juden, welche bei dem Senator die Erlaubniß erbitten, noch ein Jahr in Rom verweilen zu dürfen. Die Scene ging im großen Saale des Senatorenpalastes auf dem Capitole vor sich, und sah mittelalterlich genug aus. Hierauf folgte unter Glockengeläute der Zug des Senators nach dem geschmückten Corso. Lies den Kindern Goethe's herrliche Schilderung des römischen Carnevals vor, so habt Ihr Alles, was man darüber sagen kann. Ein Schauspiel ohne Gleichen ist das Wettrennen. Das Gewühl ist unglaublich, und doch zeichnet sich darin vor Allem der Italiener, besonders der Römer aus, daß bei aller Ausgelassenheit die größte Ordnung herrscht,

und keine Ahnung von Rohheit oder Unanständigkeit vorkommt. Die Munterkeit steigt nun von Tag zu Tag; Dienstag erlebte man Wunderdinge. Den Vormittag hatte ich noch mit Studien im Vatican zugebracht. Das ist nun auch schön! Alles geht seinen gewohnten Gang; mit dem Glockenschlage 2 Uhr beginnt erst die Tollheit, und mit dem Ave María endet sie. Am vorletzten Tage begegnete ich in einer Nebenstraße, wo einzelne Masken schwärmten, dem Leichenzuge eines jungen Mädchens. Sie lag mit Blumen bekränzt, im florenen, mit silbernen Sternen gezierten Kleide, offen im Sarge, von weiß und schwarz verlarvten Brüderschaften begleitet, die Fackeln trugen. Die Policinells gingen still und ehrfurchtsvoll vorüber; als sie den Zug aus den Augen verloren hatten, machten sie wieder ihre Sprünge.

Künftige Woche werde ich meine Reise nach dem alten Etrurien antreten; da darfst Du nur wenige oder keine briefliche Mittheilungen von mir erwarten. Ich will Gott danken, wenn meine Gesundheit und Kraft für die Studien und Untersuchungen ausreicht, welche ich mir vorgesetzt habe. Von Etrurien werde ich, wenn auch nur noch für kurze Zeit, nach Rom zurückkehren; und dann — werden wir uns bald wiedersehen! Ich hänge diesem Gedanken mit freudiger Sehnsucht nach, und doch fühle ich, daß es mir auch schwer werden wird, nicht von Italien, aber von Rom zu scheiden. Denn jetzt fange ich erst an, sehen zu lernen mit Ruhe und stillem Genusse; und da wird dann auf einmal der Vorhang fallen. Gebe nur Gott, daß die Lichter, welche die Herrlichkeit der alten Welt in meinem Kopfe und Herzen angezündet hat, auch in der Beschränktheit und Dunkelheit der heimischen Verhältnisse fortleuchten mögen.

Den 15. März.

So sehr ich ermüdet bin, will ich doch versuchen, Dir nur mit ein paar Worten ein Lebenszeichen zu geben, was Du seit Wochen entbehren mußtest. Vor einer Stunde bin ich hier in Siena angekommen. Der größte und wichtigste Theil meiner etru=

rischen Reise ist zurückgelegt. Freitag, den 2. März, reiste ich von Rom ab nach dem alten Cäre, der ersten Todtenstadt. Sonnabend ging es über Civita Vecchia nach Corneto, und der ganze Sonntag wurde in den herrlichen bemalten Grabgrotten des alten Tarquinii zugebracht. Montag fuhren wir nach der Todtenstadt Volci, wo eben ein neues Grab entdeckt wurde, und wir nun Stück für Stück die herrlichsten Vasen zu Tage kommen sahen. Denselben Abend ging es noch nach Canino. Dienstag wurde uns die Sammlung des Lucian Bonaparte geöffnet. Und nachdem uns der Fürst ein köstliches Frühstück gegeben, setzten wir unsere Wanderung nach Toscanella fort. Doch was hilft diese trockene Aufzählung! Genug, ich habe nun glücklich und vom herrlichsten Wetter begünstigt gesehen, was so oft Gegenstand unserer vorsorglichen Unterredung war. Selbst die Felsengräber von Norchia und Castel d'Asso wurden besucht, das göttliche Orvieto bewundert, die zahlreichen Sammlungen von Chiusi gemustert, und von da bin ich eben heute um 4 Uhr aufgebrochen und habe nicht weniger als 54 Miglien zurückgelegt, das mußt Du wissen, um die Müdigkeit begreiflich zu finden, die mich zwingt, abzubrechen, noch ehe ich recht angefangen habe.

Rom zum zweiten Male.

Leider konnte ich Dir in den ersten Tagen meiner Ankunft keine Nachricht geben, da heftige Nervenzufälle mich zu jeder Beschäftigung untauglich machten. Die Anstrengung auf der etrurischen Reise ist doch fast über meine Kräfte gegangen. Ich werde nun freilich hier noch manches Sehenswürdige müssen bei Seite liegen lassen, doch das Wichtigste kenne ich, und ein klares unauslöschliches Bild trage ich in der Seele.

Den 31. März 11 Uhr Vormittags bin ich in Rom angekommen, nachdem ich noch Arezzo, Cortona, Perugia, Assisi, Spoleto, den Wasserfall von Terni und zuletzt noch die Riesentrümmer des alten Falerii sah. So ist also auch dieses Stück Arbeit voll-

endet und die Reise durch Etrurien geschlossen. Strenge Kälte abgerechnet, und Schneegestöber am Trasimenischen See, hatte ich immer das herrlichste Wetter und Alles ging nach Wunsch von Statten. Der Kreis meiner Anschauungen hat sich abermals erweitert, der Sinn für das Alterthum geschärft, und an so manchem reizenden, erhabenen Bilde wirst Du Dich, so Gott will, bald mit mir erquicken!

Ich werde unmittelbar nach den Osterfeiertagen von hier abreisen, und dann unterwegs Dir noch einmal schreiben, seien es auch nur so wenige Zeilen wie die gegenwärtigen.

Es ist heute der erste Mai. Ich aber sitze hier auf dem Verdecke des Dampfschiffs Leopold II. im Hafen von Livorno, und schreibe diese, wohl die letzten Zeilen aus Italien. Ich habe gestern Nacht 12½ Uhr Rom verlassen, das ich noch in aller Pracht des italienischen Frühlings sah. Da, rechts hinter dem Hafendamm von Livorno liegt mir, wie ein versunkenes Paradies, all die Herrlichkeit Roms und Neapels, und mir ist wie einem Träumenden. Vor mir links dehnt sich das unendliche Meer und duftige Nebel bedecken die Küste, die ich morgen betreten werde, voll des süßen Gefühls, daß dann nur eine Scheidewand uns trennt, die Kette der Schweizergebirge; und siehe, da ist es mir wieder wie einem Träumenden. Dann noch ein Kleines und diese Träume sind vorüber. Ich wollte, es wäre schon so weit! Aber zwei Tage werde ich in Genua bleiben müssen, für Turin muß ich bei dem Reichthume seiner Antiken wenigstens fünf Tage verwenden, und dann fragt es sich erst, welcher Schweizer Paß zu passiren ist. Nach Allem, was ich höre, werde ich über den Mont Cenis und Genf müssen; so darfst Du mich vor drei Wochen kaum erwarten.

Den 3ten Mai.

Heute um 10 Uhr bin ich glücklich hier in Genua angelangt und habe das Ufer betreten, als wäre es schon mein Vaterland

Ich bin sehr müde von der größtentheils stürmischen Fahrt und der neuen, nie geahnten Herrlichkeit Genuas, welche bei diesem göttlichen Maitage von allen Seiten mit Uebergewalt auf mich eindringt. Alle Beschreibung aber verspare ich auf's Mündliche.

Habe ich nur erst meine archäologischen Geschäfte in Turin abgeschlossen, so soll keine Herrlichkeit der Welt mehr meine Schritte fesseln, und später, wenn uns Gott gesund erhält, reisen wir zusammen!

Aus dem poetischen Nachlaß.

An Amalie.

Salzburg.

Das Thor schreit' ich hinaus, und plötzlich schlagen,
Ihr Spiel zum Morgengruße zu beginnen,
Wohl hundert Glöckchen auf des Thurmes Zinnen;
Ich aber lausch' mit schmerzlichem Behagen.

Ach, diese Töne hört' in schönern Tagen
Ich einmal schon denselben Tanz entspinnen,
Als ich ein Knabe noch mit offnen Sinnen
Durch dieses Land den Wanderstab getragen.

Und wie nun Berg und Thäler aus sich breiten,
Und jene Stimmen mit gedämpftem Klange
In tiefe Stille nun hinüberleiten,

Mein' ich, es war mit sterbendem Gesange
Mein Engel mir genaht, und im Entgleiten
Frug er mich leis: wo warst du denn so lange?

Das Eisfeld.

Ich stand allein, von Eis und Schnee umgeben,
Und Todtenstille rings war ausgegossen.
Kein Hälmchen mehr sah ich am Boden sprossen,
Und keinen Vogel durch die Lüfte schweben.

Da wurde mir, als wärest einem Leben
Du längst entrückt, das wir nur halb genossen;
Das finstre Thor war hinter Dir geschlossen,
Daß schwere Riegel sich nur Einmal heben.

Und als ich fest hinaus den Blick gerichtet,
Wo sichtbar kaum die letzten Klippen standen,
Von trüben Wolkenlagern hoch umschichtet,

Da war's der Traum, der einst mein Herz gelichtet,
Und alles Schöne, was wir je empfanden,
Es war ein Nichts, zu fahlem Dunst verdichtet.

Das Lieblingsplätzchen.

Das Große selbst, es füllt nicht unser Wesen,
Und ich verließ des Berges Taumelwogen
Wie um der Seele Kleinod halb betrogen;
Denn bei sich selbst nur kann das Herz genesen.

Drum hab' ich mir dies Plätzchen auserlesen,
Wo dicht umwölbt ich von den dunklen Bogen,
Den Ulmen rings um eine Wiese zogen,
Es kaum mehr ahne, wo ich bin gewesen.

Sieh hier das goldne Streiflicht auf den Beeren
Der Traube glühn, indessen leichte Ranken
Von Ast zu Ast im Abendhauche schwanken.

Und Friede ganz, beglückt auch im Entbehren,
Seh ich Dich selbst im Spiele der Gedanken,
Dich lächelnd fliehn und lächelnd wiederkehren.

Der Wasserfall.

Die Nymphe ging, sich einen Kranz zu pflücken;
Da gähnt urplötzlich schwindelnd ihr zur Seiten
Ein Abgrund, tief mit schaudervollen Weiten,
Und schroff hinunter stürzt des Berges Rücken.

Und unten liegt es, eine Welt in Stücken,
Ein Chaos wüst verworrner Herrlichkeiten
Und wilder Elemente, die noch streiten;
Sie aber steht mit staunendem Entzücken.

Und steht wie festgebannt in Zaubernetzen,
Und wagt es nun, um mehr und mehr zu schauen,
Dicht an den Rand den flücht'gen Fuß zu setzen —

Sieh, da entfällt der Schleier ihren Brauen,
Und schwindelnd zwischen Furcht und Lust und Grauen,
Stürzt sie hinab sich in der Kluft Entsetzen.

Das Naßfeld.

Verhallt sind hinter mir die Donnerstimmen,
Verhallt die Stürme brausender Cascaden,
Hier schlummern noch die Chöre der Najaden,
Und stille Gletscher hoch im Lichte glimmen.

Wie schweigsam dort die goldnen Wolken schwimmen!
Und heilig Schweigen ruht auf allen Pfaden,
Die einsam hier mit ew'gem Schnee beladen
Aus stiller Tief' zur stillen Höhe klimmen.

Und drüber seh' ich nun aus blauen Sphären,
Um auch dies Herz zur Ruhe zu verklären,
Dein schönes Bild sich zu mir niederbücken.

Zur höchsten Feier will es mich entrücken,
Der Schmerz ist stumm und ruhig das Entzücken,
Und ausgeweint die letzte unsrer Zähren.

Die Grotte.

Laßt mich schließen, laßt mich enden,
Ich verweilte schon zu lang.
Nach des Nordlands Höhen wenden
Laßt mich meinen Pilgergang!
Kann die kranke Brust genesen
In des heißen Sommers Brand?
Wo ich nie noch bin gewesen,
Dort sei nun mein Vaterland.

Still in Grotten möcht' ich wohnen,
Tief in Tiefen schaurig kühl,
Oder mit den Adlern thronen
Auf bemooster Berge Pfühl.
Möchte mit den Bergen bauen
Meinen Weg den Wolken zu,
Und gehüllt in Nacht und Grauen
Und im Sturme fänd' ich Ruh.

Eines Bergstroms Wogen schlügen
Kühlend an die glüh'nde Brust;
In das tiefste Meer sie trügen,
Was ich schmerzlich mir bewußt.
Dann zu neuer Kraft geboren,
Frei hin, wie der Wolken Zug,
In's Unendliche verloren
Irrte der Gedanken Flug.

Einst dann, wenn im fernsten Grunde
Dort die Sonne wie der Traum
Einer letzten Wonnestunde
Auslöscht in der Woge Schaum,
Wenn gehüllt in sanfte Trauer,
Hoch und voll der Mond erscheint,
Und in seine Geisterschauer
Eine Wolkenharfe weint — —

Träumend ruh' ich in der Grotte
Aus von meiner Wanderfahrt;
Träumend wieder von dem Gotte,
Den ich einst im Geist gewahrt,
Von dem Wahn, den zu vergüten
Keine Welt ist reich genug,
Von der lieblichsten der Blüthen,
Die der Sturm so früh zerschlug.

Eine Thräne fühl' ich gleiten
Und das starre Herz erweicht, —
Plötzlich, wie durch Silbersaiten
Leichter Geisterodem streicht,
Ruft es aus der Tiefe dringend,
Ach, ein Ton, wie lang vermißt!
Leise flüsternd, leise singend, —
Und ich weiß ja, wer es ist.

„Laß die Berge, laß sie stehen,
Laß die Wolken über dir,
Und den Strom zum Meere gehen;
Ruh' für dich ist nur bei mir.
Sieh hier, diamantne Hallen
Sind geöffnet, tritt herein!
Schön bekränzt dann mit Korallen
Legst du dich und schlummerst ein.

„Keine Nacht giebt mehr dem Tage
Hier sein blasses Bild zurück,
Denn zur goldnen Wundersage
Wurde das verlorne Glück;
Und durch Thore von Rubinen,
Endlos tief, unendlich weit,
Lächelt es mit Engelmienen
Ein sel'ge Ewigkeit."

Der grüne Garten.

Ja wohl, im grünen Garten dort,
Ja, dort ist Fried' und Ruh'.
Da ruhen sie, da schlafen sie;
Da ruhest nun auch Du.

Sie gingen schon des Morgens früh,
Und gruben stumm ein Grab,
Dann kamen sie, dann gingen sie,
Und senkten Dich hinab.

Und was man mir gelassen hat?
Den tagelangen Schmerz,
Die Nächte ohne Schlaf und Ruh',
Und ein gebrochnes Herz.

An Platen.

Sprich! wann kehrst du, kühner Dichter, daß ich an die Brust
dir sinke,
Von der honigreichen Lippe Muth und neues Leben trinke?
Zwar Geheimniß ist mein Name, und du darfst nach ihm nicht
fragen,
Aber will es einst die Stunde, soll ein heißer Kuß ihn sagen.
Ja, verhängnißvoll, so sei sie, die verhängnißvolle Gabel!
Ach! was du so strenge rügtest, leider ist es mehr als Fabel.
Aber eh' als Siegerwaffe sie vom Giebelfelde blinke
An Apollo's Heiligthume, fleh' ich: nur auf jede Zinke
Noch ein halbes Dutzend Narren aufgegabelt zum Exempel!
Ach, entweihet wird ja stündlich jeder, auch der höchste Tempel!
Deiner Gabel laß noch Einen und den Andern dir empfehlen,
Dann gieb uns den Zauber wieder von Sonetten und Ghaselen.
Aristophanes, du kennst ihn, spricht sogar von Ungethümen,
Welche kühn bekämpft zu haben, er sich zweimal durfte rühmen;
Nun, so nimm für Ungethüme jene widrigen Gestalten,
Die, ein einzig Ungeheuer, sich in hunderte zerspalten,
Allenthalben sich verbreiten und der Seele Mark verzehren,
Immerdar in andern Formen als dieselben wiederkehren!
Die mit stolz gehobnen Schritten zum Altar des Höchsten steigen,
Um sich dort vor Gott in Demuth, doch zuerst vor sich zu neigen,
Hoch empor die feingespitzte lichtverklärte Nase tragen,
Oder armesünderhaft auch stets den Blick zur Erde schlagen;
Die des Morgens uns den Himmel und die Hölle gar verheißen,
Und im Abendclub ihr Späßchen, oder auch ein Zötchen reißen;

Die das Heilige gemodelt zur empfindsamen Cokette,
Und ein Christenthümchen drechseln für die Damentoilette;
Die mit Histrionenkünsten, um als Tröster sich zu spreizen,
Erst die Nerven weidlich kitzeln und zur Schmerzenszuckung reizen,
Jämmerlich an fremden Jammer flicken ihren eignen Jammer,
Den sie doch so leicht verwinden in der unbelauschten Kammer;
Deren Worte Blum' auf Blume, wenn auch kalt wie Winterflocken,
Wohlgewählt doch, eine Thräne schönen Augen zu entlocken;
Die nur Dunst und Träume bieten, und ein Feuer ohne Klarheit,
Oder Licht doch ohne Wärme, und Vernunft entblößt von Wahrheit,
Aber nie zum Sonnengipfel ächter Menschlichkeit sich schwangen,
Nimmer nach dem Licht der Wahrheit heiß mit heißen Schmerzen rangen,
Nie der höchsten Schönheit würdig einen Opfertrank gespendet,
Noch dem Ernst der Wissenschaft je Geist und Kräfte zugewendet,
Doch die Nacht des Mittelalters und der Kirche Sturz erblicken,
Wenn der Pudel sie bepißt hat eines ächten Katholiken,
Und dann, wüthend um sich schauend, packen wie mit Häscherhand
In dem Meßner und dem Glöckner einen zweiten Hildebrand;
Während sie doch auch wohl Päpstchen gerne spielten dann und wann,
Daß man, doch mit süßen Worten, sanft belegt sei mit dem Bann.

Oder soll ich lieber Jene deiner Schicksalsgabel weihen,
Die im Halben nur und Lauen, aber da gewiß gedeihen?
Die an Wahrheit und an Lüge nichts gewinnen, noch verlieren,
Und den Libanon erstiegen, mit Erfolg zu transspiriren;
Gern auch an dem Buch der Bücher ruhten von des Amtes Bürde,
Wenn es mit dem Wochenblatte pünktlich ausgegeben würde;
Gott und Vaterland und Kirche leicht sich aus dem Sinne schlagen,
Aber voll die Backen nehmen, wenn sie guten Abend sagen;
Wohlbehaglich stets und friedsam, Feuereifer nur zu Zeiten,
Um an allen Straßenecken ihre Flachheit auszubreiten,
Aber feig dann oder lästernd wenn ein Mann tritt in die Schranken,
Den der Himmel hat gestempelt mit dem Siegel der Gedanken.

Doch, wo bin ich hingerathen? o, vergieb mir im Gedränge
Zwischen Liebe, zwischen Unmuth und dem Zauber deiner Klänge!
Weg damit, woran ich mahnte! daß nicht Palestrina's Chöre
Aus dem niedrigsten der Sümpfe deutsches Froschgequak dir störe!
Nein, des heitern Sängers Auge dürfe trüben nur der Schatten,
Den ein Musenberg geworfen auf des Vaterlandes Matten.
Willst du zürnen, willst du strafen, straf' als Dichter nur den Dichter,
Lieber noch die Schicksalshexen als prosaische Gesichter!
Laß du diese einem Andern, und ihm sei es vorbehalten,
Wenn du Blumen niedermäheſt, auch das dürre Holz zu spalten.

Wandle du indeß nur froh hin, sing' und dichte unverdrossen,
Und ein Hesperidenfrühling bleibe vor dir ausgegossen;
An den Gott in deinem Busen, den verkannten Dichter mahne
Dante auf dem Capitol dich, und Apoll im Vaticane.
Jeder Apenninengipfel sei für dich ein Helikon,
Jede Quelle dir ein Spiegel, der dich zeigt bekränzet schon!
Ueber grünen Epheuranken, über mächtigen Ruinen
Gehe auf dir jene Sonne, die für Sophokles geschienen;
Fühle groß dich, wo nur Großes große Herzen einst empfanden,
Stampfe Kraft dir aus dem Boden, wo die Scipionen standen!
Und wenn heim zum deutschen Lande — sei es bald! — dich ruft die Zeit,
Liege schon die Lorbeerkrone schwerbelaubt für dich bereit.

Fragmente aus dem entfesselten Prometheus.

Komödie.

Erstes Fragment.

Die Scene ist in Dümmelfingen.

Straße. Nacht.

Prometheus. Hermes. Jobs.

Hermes.

Hinunter längst von seiner Himmelsbahn
Sank Helios zum alten Ocean,
Und immer kälter wird und feucht die Nacht.
Nur gut, daß wärmer ich mich angezogen!
Wie schön der Carbonari mich umbauscht,
Den heut' ich erst von einem Philologen
Für meine alte Chlamys eingetauscht.
Bald wird auch dir behagen, was bis jetzt
So gar empfindlich meinen Freund verletzt;
Bald wirft von selbst der Zögling der Natur
Sich an die Brust der heutigen Cultur.
Mög' die für heut' uns nur bei Zeiten
Nach kurzem Mahl ein warmes Bett bereiten!
Zwar seh' ich nun, so weit die Augen dringen
In dieser rabenschwarzen Nacht,
Zur Gasbeleuchtung hat's mein Dümmelfingen
Noch bis zur Stunde nicht gebracht.

Dafür kommt dort, gleich einem Wandelsterne,
Nachtwächter Jobs mit seiner Stalllaterne.
Hab' Acht! Dies ist auch noch ein Phänomen,
Das du noch nie bei'm Lichte hast besehn,
Ein Pharosthurm lebendig gar der Nacht,
Ein Mann, Prometheus, wie für dich gemacht.
Den mußt du sehn noch, wie gefaßt er schreitet,
Vom hellen Strahle deines Lichts geleitet.
Tritt näher uns, spartanischer Ephore,
Du zweiter Kronossohn, moderne Hore,
Die Fleisch und Bein gewordne Uhr!
Wenn nach dem heißen Tage nur
Die hohe Polizei der Stadt
Ihn richtig aufgezogen hat,
Daß sein Verstand nicht stille steht,
Wie's wohl ihr selbst zu Zeiten geht!
Doch sieh, er wiegt ja seinen Speer
Als Perpendikel hin und her.

Für mich war stets dies redliche Gemüthe
Von städtischer Cultur die schönste Blüthe;
Ein Veilchen gleichsam, das in Nacht verborgen,
Mit seinem Duft erquicket bis zum Morgen. —
Er sieht mich an, der Gute, ganz verdutzt,
Nachdem er sein Laternenglas geputzt.
Hör's nur mit an, mein Jobs, und laß mich enden,
Und fürchte nichts, du bist in guten Händen.

(Zu Prometheus.)

Sieh, dieser Ehrenmann ist aufgestellt,
Daß Jedem sei der dunkle Pfad erhellt,
Daß selbst der Dieb bei seiner Leuchte Schein
Ohn' Leibesschaden steige aus und ein,
Daß er sogar die Uhr ihm repetire,
Auf daß er sich zur rechten Zeit salvire.

Und endlich giebt er ihm mit weiser Eil'
Ein Sprüchlein mit noch zu der Seele Heil.
O! die ihr stets verkannt die Zeit
Germanischer Gemüthlichkeit,
Und längst ihr habt den Untergang geschworen! —
Nur unsern Jobs hier lasset ungeschoren;
Laßt ihn, soll Alles stille stehn,
Die Straßen auf= und niedergehn, —
Laßt uns sein Licht, damit doch Eines glimme,
Laßt uns sein Horn, die öffentliche Stimme!
Soll es doch nur mit stetem Dröhnen
Ein zartes Ohr an Feuerlärm gewöhnen. —
Doch halt, dort oben! siehst du nicht
Ein zweites wunderklares Licht?
Dort wacht noch einer für der Menschheit Wohl!
Ein Weiser ist's, ich kenn' ihn wohl.
Der Narren hast du heut' genug gesehn,
Komm, laß uns zu dem Weisen gehn.
Es wird ihn königlich gaudiren,
Zwei Götter bei sich zu gastiren;
Und nennst du dich, wie wird er gucken!
Und übermorgen läßt er's drucken.
So haben wir dann ganz gemach
Für Eine Nacht doch Dach und Fach.
Zwar ist er keiner jener Sieben,
Doch einen hat er deiner Lieben,
Den schwerlich du vergessen hast,
Den alten Aeschylus zu Gast.

Prometheus.

Den Aeschylus?

Hermes (bei Seite).

Das giebt ihm doch den Rest!

Prometheus.

Wie kommt denn der in dieses Narrenneſt?

Hermes.

Wie kommen wir denn her? Komm, folge mir,
Und unterwegs erzähl' ich's dir.

(Im Weitergehen.)

Du weißt von Ariſtophanes, wie noch im Tod dem alten Vater
Der Tragödie gewogen blieb der heitre Schutzgott der Theater.
Den Sophokles auch hat der Gott in treuem Herzen ſtets gehegt
Und manchen friſchen Epheukranz auf ſeine klare Stirn gelegt.
Selbſt jetzt noch manchmal flüchtet er ſich ſtill hinab in's Schattenreich,
Doch bei dem Höllenhund verweilt ſein ſehnlich ſchmachtend Auge gleich,
Um nach der Oper Teufelsſpuk und ihrem Bellen und Miauen,
An mehr ſolidem Gräuel ſich ein Viertelſtündchen zu erbauen.
Doch dringt er weiter eines Tags, bis er vor Pluto's Throne ſteht
Und von dem ſtrengen Gotte ſich die Eine Gnade nur erfleht:
Gebt mir den Aeſchylus heraus, den Mann des Wortes und der Thaten,
Daß er den Tempel rein mir fegt von Trommelſchlägern und Caſtraten!
Der König winkt, man ruft, man ſucht, und findet leer des Dichters Thron;
Dem Gott zuvorgekommen war ſchon längſt ein deutſcher Muſenſohn.
Der hatt' mit Phraſenweihrauch erſt den alten Dichter halb entgeiſtert,
In tiefen Schlaf ihn dann gelullt, und ſo zuletzt ſich ſein bemeiſtert.
Doch da der Vielgereiſte weiß, daß in dem nächſtbelegnen Lande,
Weil es noch nicht dem Zollverein beitrat, ein Geiſt iſt Contrebande,

Hat er in seiner Herzensangst, man denke nur, mit Haut und Haar
Den ganzen Aeschylus verschluckt und halb und halb verdauet gar.
Er ward dann an der Grenze zwar vom Fuß zum Wirbel visitirt,
Doch ungehoben blieb der Schatz; und als den Schlagbaum er passirt,
Hat er im nächsten Städtchen gleich ihn wiederum von sich gegeben;
Nun hatten mehr denn Hunderte für lange Zeit daran zu leben.
Denn, mußt du wissen, was nun Der und Jener von ihm ausgespuckt,
Hat stets ein Dritter wiederum mit heißem Appetit verschluckt.
So wandert nun der Aeschylus noch immer bis zu dieser Stund',
Metempschyosisch ab und zu, von Ort zu Ort, von Mund zu Mund.
Die Mediciner nennen dies in ihrer Sprache nur vomiren;
Allein der Philolog von Geist und klassischem Geschmack: ediren.

Jobs (singend).

Ihr Herren und Damen laßt euch sagen,
Es hat die Glocken Elf geschlagen.
Mit Zwölf dann geht's von vornen an,
Dreizehn hat nie noch gut gethan.
Schlaf, Kindlein, schlaf!
Der Vater hüt't die Schaf',
Die Mutter schüttelt's Bäumelein,
Da fällt herab ein Träumelein.
Schlaf, Kindlein, schlaf!

Zweites Fragment.

Studirzimmer, sparsam von einem Lichte erhellt. Am Schreibpult der junge Gelehrte, vor ihm aufgeschlagen der gefesselte Prometheus des Aeschylus. Prometheus und Hermes sind unbemerkt hinzugetreten.

Der junge Gelehrte.

„Hörst du der kuhgehörnten Jungfrau Spruch?“
Die schlimmste Scene dies im ganzen Buch!
Die verzweifelten Jo-Irren,
Sie werden mir selbst noch den Kopf verwirren;
Denn tausend Zweifel bieten sich
Und martern mich.
Zwar möglich, daß, ich fühl' es wohl,
Auch hier Symbol steckt im Symbol,
So eins im andern tief und fest,
Ein ganzes Rattenkönignest, —
Doch ist die Fahrt auch gar zu kraus,
Und mit allen Karten kommt nichts heraus.
O daß uns das Schicksal den Atlas entwandt,
Den der Dichter selbst einst hatte zur Hand! —
Und Jo selbst, wie denk' ich sie mir?
Trug nur ihr Haupt der Hörner Zier,
Die Hörner gleichsam unverletzt,
Die Zeus der Here aufgesetzt?
Oder war eine Kuh sie ganz und gar,
Von Kopf zu Fuß mit Haut und Haar?
Und der Spieler, so sie that agiren,
Kam der herein auf allen Vieren?

Wie stand's denn um die Action? —
Und ihre Declamation?
Hat sie gebrüllet? sey Gott vor!
Das feingebildete griechische Ohr!
Nein, sie sprach, wie der Prometheus auch,
Nur etwas hohl herauf aus dem Bauch;
Halb Sprache war's, halb dumpfes Muhn,
Wie heute noch Bauchredner thun. — —
Und ob sie wohl einen Schweif auch trug,
Und etwa Kreise damit schlug,
Oder ob sie ihn ängstlich gezogen ein?
So wird es wohl gewesen sein.
Auch welche Farbe trug das Rind,
Kein Scholiast hat's überbracht —
Ich wollte, die Scen' spielt' in der Nacht,
In der Nacht schwarz alle Kühe sind.

So kau' ich nun schon manches Jahr.
Nur Eins vor andern wird mir klar,
Wird klarer mir von Stund' zu Stund'
(Zur Ostermesse geb' ich's kund):
Des ganzen Prometheus Zweck und Ziel
Ist eigentlich doch nur ein Spiel,
Von der einen Seite ganz naiv,
Wiewohl von der andern unendlich tief.
Denn Alles in Alles zusammengefaßt; —
Daß Atlas mit der Himmelslast
Fern steht im dunklen Abendland,
Daß der Held des Stücks das Licht entwandt,
Der Berg, die Kuh, der Mond so mild,
Die Fessel, des Band's und der Binde Bild,
Der Mädchen-Chor, dies Fliehn und Springen,
Und all das Durcheinanderschlingen —

Kurzum, nur freilich mit plastischer Ruh,
Sie spielen Alle nur blinde Kuh!

Prometheus (ihm das Licht ausblasend).

Sei du der blinde Ochs dazu!

Drittes Fragment.

Straße.

Hermes. Prometheus. Später der Chor.

Hermes.

Wie steht's, Prometheus, immer noch erbost?
Wir ziehn ja weiter, heut' noch, sei getrost.

Prometheus.

Der Greif auch wieder da mit seinem Reiter?
O sparet euren Trost und trollet weiter!

Hermes.

Hängst du denn noch in deinen Eisenringen
Am Caucasus? Wir sind in Dümmelfingen.

Prometheus.

O heil'ger Aether du!

Hermes.

Freund, Bester, Lieber,
Die Zeiten sind vorbei, du sprichst im Fieber.

Prometheus.

Und du der Lüfte Hauch, der flügelschnellen,
Zahllos Geflüster du der Meereswellen —

Hermes.

Ist dort der Markt nicht, wenn ich's richtig fasse?
Und stehn wir da nicht in der Kräutergasse?

Prometheus.

Und ihr hinweg mit euren Schmeicheltönen,
Okeaniden, wollt ihr auch mich höhnen?

Hermes.

Sei klug, ich bin's, dein lustiger Geselle,
In einer Stunde wechseln wir die Stelle.

Prometheus.

Ha, du, so komm, wozu noch länger harren?
Sieh mich nur an, ich werde selbst zum Narren.

Hermes.

Hart war's, doch mußt du's so genau nicht nehmen.
Ließ Einer doch erst gestern sich vernehmen,
Der deine Wohlthat dankbar will erkennen;
Ich hört' ihn einen Lichterzieher nennen.
Der schwur, er wär' ein ruinirter Mann,
Besonders jetzt; denn Alles würde theuer,
Wo nicht dein Scharfsinn Licht und Feuer
Dem ewig kargen Himmel abgewann.
Auch sitz' er jetzt im Magistrat,
Und leuchte dort mit weisem Rath,

Und denk' es heut' zu proponiren
Der ganzen werthen Bürgerschaft,
Daß sie zu deiner Ehr', wie schmeichelhaft!
Die ganze Stadt illuminiren. —
Und die Patricier, blieben sie zurück?
Wer war es, der im Augenblick
Dir leise flüsternd anvertraut
Das Schicksal seiner Herzensbraut?
Das altehrwürd'ge Vorurtheil,
So sehr es auch die Welt regiert, —
Hochsinnig hat er resignirt,
Und suchet nun des Stammbaums Heil
In frischem bürgerlichen Blut,
Und bürgerlichem Hab und Gut.
Das edle Herz! Doch leider ach,
Der Geist ist willig und das Fleisch ist schwach.
Von dir nun hofft er Hülfe nur.
Des alten Prießnitz Wasserkur
Hat keineswegs ihm angeschlagen,
Er muß es mit dem Feuer wagen.
Und freilich, Aphroditens Herd
Hat nie des Feuers gern entbehrt.
Für's ganze Leben hätten wir nun Brod,
Wenn wir zu Zeiten uns dazu verstehn,
Dem hohen Adel beizustehn
In dieser seiner Feuersnoth.
Was mußtest du gleich ihm den Rücken kehren?
Mein Freund, so kommt man freilich nicht zu Ehren.

Prometheus.

Hab' ich gestöhnt, hab' ich nicht still gehalten,
Als mir der Demantkeil die Brust zerspalten?
Ein Wort, und meine Kette war gebrochen,
Ein einzig Wort, und hab' ich's ausgesprochen?

Die Erde bebt im tiefsten Grund,
Das Meer spritzt an des Himmels Rund,
Der Fels zerspringt in Feuersgluth, —
Und diese Abderitenbrut —

Hermes.

So lob' ich's mir, ich würd' es auch so machen.
Doch besser noch, du lerntest endlich lachen.

Prometheus.

Mein' ich doch, die Sonne, die ich grüße,
Wär' auch nur ein Funken, und ich müsse
Entwandt ihn haben aus dem Meer
Des Urlichts, oder sonst wo her;
Und die Fünklein Sterne dort oben
Könnten sein nur hinaufgestoben
Aus dem heißen Blut, das in mir trieb,
Als ich vor Frost mir die Hände rieb!

Hermes.

Halt ein, halt ein, wir werden uns blamiren,
Und vollends den Credit verlieren!
Welch' phrasenqualmaufwirbelnder Orkan!
Dann stehst du wieder stumm, und starrst zur Erden, —
Soll unser Auszug etwa tragisch werden,
Mußt du's am rechten Ende fassen an,
Daß man auch merkt, wir haben Schule;
Frisch zugedreht, ich halte dir die Spule!
Kann's deiner Brust Erleichtrung bringen,
Verfluchen wir das Dümmelfingen
Von einem Thore bis zum andern,
Indeß wir lustig weiter wandern!
Zum Henker auch! soll diese Brut
Umsonst zwei Ehrengötter äffen,

Und unbestraft das beste Gut
Mit Pudelunverstand bekläffen?
Komm, wir erheben unsern Finger:
Weh euch hiemit, ihr Dümmelfinger!
Weh eurer Saaten Ueberfluß,
Und jedem höheren Genuß,
Den ihr so gern stets mochtet nippen,
Fortan entschwind' er euren Lippen!
Vertrocknet sei des Geistes Bronnen,
Verkehrt, was mühvoll ihr ersonnen,
Entschlüpfen soll euch stets der Faden
In euren Räthseln und Charaden!
Dem Scherze fehle nun der Witz,
Dem Ernste der Gedankenblitz,
Und was ihr dennoch hascht, das theile
Der Dämon stets der Langenweile!
Sie sei der Fluch, der böse Geist,
Der allenthalben euch umkreist,
Und seine schwarzen Flügel senket
Auf Alles, was ihr thut und denket.
Er sitze hinter euch zu Pferde
Mit schläfrig bleierner Geberde,
Im Freunde biet' er euch die Hand,
Und reise mit euch über Land,
Er stelle selbst bei Tisch sich ein,
Der ungebetne Gast von Stein. —
Doch sieh! da kommt ja unser werther Chor!
Gegrüßt ihr Herrn! Nun treten Sie nur vor;
Wie schade, daß Sie nicht ein wenig früher kamen,
Indem wir eben uns die Freiheit nahmen,
Mit einem kleinen Segen
Das werthe Städtchen zu belegen.
Hier will ein armes Herz fast brechen,
Versuchen Sie's, ihm trostreich zuzusprechen.

Chor.

Frischen Muth gefaßt, Prometheus; zwar ich kann dir's nicht verdenken,
Wenn sich unmuthsvoll zur Erde manchmal deine Blicke senken.
Wir auch haben viel gelitten in den letztverflossnen Jahren,
Morsch sind die Laternenpfähle, ganz das Pflaster ausgefahren.
Gestern ist der Strang gerissen an der Magdalenenglocke,
Und der Glöckner lag im Staube mit kaum anprobirtem Rocke.
Nach der Windfahn' auf dem Thurme mag ich gar nicht auf mehr sehen,
Denn sie kann vor Rost sich nicht mehr fügsam nach dem Winde drehen.
Und das Horn von unserm Kuhhirt ist halb durch und ausgeblasen,
Unmelodisch muß das Vieh nun schon seit sieben Wochen grasen.
Und das Brod wird täglich kleiner, der Kaffee hat aufgeschlagen, —
Doch wie viel kann anders werden, laßt uns nur nicht ganz verzagen!
Hat man nicht Kartoffelsaft schon längst zu Weine destilliret,
Selbst aus lumpigem Papier jüngst süßen Zucker raffiniret?
Himmel, wenn ein Oekonom bald ein Mittel doch ersänne,
Wie der Lit'ratur auch endlich Nahrungsstoff man abgewänne!
Zwar es dürft' kein Rumford Alles auch nur halbgenießbar brauen,
Doch für unsern Viehstand wäre sicher auf Gewinn zu bauen.
Ueberlegt es doch nur, wenn wir in Verdeutschungsschweinereien
Unsre Schweine wühlen ließen, würden sie nicht auch gedeihen?
Werden Sonntags unsre Enten weniger dem Gaste schmecken,
Wenn sie künftig ihren Schnabel in die Musenquelle stecken?
Süße Triebe Hahn und Henne seltner nur zusammenführen,
Wenn sie satt gepickt sich haben erst an mystischen Broschüren?
Oder wird für Freiheit matter uns das Herz im Busen klopfen,
Wenn wir mit dem Sophronizon unsre Martinsgänse stopfen?
Oder minder feine Wolle künftig unsre Schafe decken,
Wenn sie fortan statt des Salzes unsre Komiker belecken?

Wären Damenalmanache dieser Schweizerkühe Futter,
Wie gediegen wär' der Käs' dann, und wie schmackhaft unsre Butter!
Unsre Fleischerhunde brauchten nicht an Knochen mehr zu kauen,
Wenn sie lernten dies und jenes kritische Journal verdauen.
Ja sie würden besser kläffen, würden schulgerechter beißen,
Polizeigemäß beschnüffeln, und auf höhern Wink zerreißen.
Lobpreissel'ge, zur Begeistrung allzeit fert'ge Hoflakaien
Segneten mit Idealen jährlich unsre Stutereien;
Und mit andern unerträglich bittersüßen Modeschriften
Wären dann doch nur noch Ratten oder Mäuse zu vergiften.
Aber ein paar Dutzend wünscht' ich von gewissen Zeitgemäßen,
Daß wir auch noch für die Zukunft in Natura sie besäßen.
Denn vortrefflich auf den Feldern werden Armesündermienen,
Kapuzinerphilosophen uns als Vogelscheuche dienen. —
Doch nur fromme Wünsche sind das, der Gesang geht auch zu Ende,
Und ich ruh' nun, bis der Dichter mir ein Weitres übersende.
Haltet nur für Geig' und Flöte gleich bereit die Futterale,
Denn im letzten Acte sehn wir uns ja doch zum letzten Male.

Viertes Fragment.

Wirthshausstube.

Hermes, Prometheus, Hinz, Kunz und andere Gäste; die Kellnerin.

Hinz.

Mit Verlaub, ihr Herrn —

Hermes.

Meine Herrn, mit Vergunst —
Ich übe nie Verstellungskunst;
Das leuchtet einem Jeden ein:
Wir können keine Heiden sein,
So Heidenkinder ganz bestimmt,
Wie man es hier zu Lande nimmt.
Wär' ich ein Heide, wär' ich blind,
Wie säh' ich dort das hübsche Kind?
Tritt näher, schmucke Kellnerin,
Du wirst ja wissen, wer ich bin;
Hab' dich als Hebe schon gekannt,
Und Ev'chen hat doch auch Verstand.
Ja, ehmals war es anders freilich,
Und Geistesblindheit selbst verzeihlich;
Doch jetzt, wo jeder Bürstenbinder
Den Faust und die vier Haimonskinder,
Und zwar gedruckt in diesem Jahr,
Besitzt in Einem Exemplar —
Was war dagegen Wachs und Stift?
Und was hier meinen Freund betrifft,
So ist es aller Welt bekannt,
Wie schlecht mit Vater Zeus er stand.
Wir sitzen so vertraulich hier
Bei unserm Glase Doppelbier;
Gefällt es der Versammlung werth,
Erzähl' ich, was auch uns verkehrt
In hellstes Licht die Finsterniß.
Ja, meine werthen Herrn, gewiß,
Der Wunderdoctor, vielbesprochen,
Er hat auch uns den Staar gestochen.

Kunz.

Laßt hören! Aufgepaßt, ihr Herrn;
Von Wundern hör' ich gar zu gern.

Hermes.

Als ich — es war im Jahre zwanzig —
Als Musterreiter just von Danzig
In dieses liebe Städtchen kam,
Das erste Wort, das ich vernahm
Am Thor schon, war die Wunderkunde,
Die eben ging von Mund zu Munde.
Ein Wunderdoctor, sagt' man mir,
Ist uns zum Heil erschienen hier;
Er heilet schon sechs ganzer Wochen
Bis in die Nacht ununterbrochen;
Doch ist es heut' das letzte Mal.
Da galt es eine rasche Wahl,
Und Roß und Wagen ließ ich stehen,
Um auch den Wundermann zu sehen.
Von selber drängt' von Straß' zu Straße
Mich das Gewühl der Menschenmasse,
Bis daß ich auf dem Markt mich fand,
Wo hoch der Wunderdoctor stand.
Gerade war etwas geschehn,
Was noch kein Auge hat gesehn,
Und Wunder rief es dort und hier.

Chorus.

Und Wunder, Wunder rufen wir.

Hermes.

Die halbe Menschheit war kurirt,
Und hatte eben transspirirt.
Ein altes Weiblein stand noch da —
Wie hieß sie doch nur — Hekuba!
Nun seht, dem armen Weiblein stund
Seit Jahren etwas schief der Mund;
Zwar schimpft' er noch drei Häuser weit

Bei schicklicher Gelegenheit,
Und flucht' und betete in einem Athemzug:
Doch war er eben schief! Dem Wundermann genug!
Der Wundermann ihn kaum bespricht,
So reißt er los sich vom Gesicht,
Und wie von Furien gehetzt
Er über Kinn und Nase setzt,
Will bald am Ohr sich setzen fest,
Bald sucht er anderswo sein Nest,
Und wie zum dritten Mal er eben
Die Nase will vorüberschweben,
Da ruft der Wunderdoctor stracks
Sein schauerliches Konx om Pax
(Das heißt auf deutsch Patsch oder Halt),
Und stille stand das Maul alsbald.
Zwar schielt's ein wenig noch quer nach dem linken Ohr,
Wenn man's so recht bei'm Licht beschaut,
Doch schimpft es besser denn zuvor,
Und betet noch einmal so laut,
Und Wunder rief es dort und hier —

Chorus.

Und Wunder, Wunder rufen wir.

Hinz.

Mit Verlaub, ihr Herrn —

Kunz.

Wir meinen nämlich,
Daß ihr es aussprecht ganz vernehmlich;
Ich meine nämlich Stück für Stück —

Hermes.

Ha, ich versteh', im Augenblick!

Kunz.

Was ihr so glaubet eigentlich,
Und was ihr nicht glaubt, meine ich —

Hinz.

Und ob es auch vom rechten Schlag,
Wie man's begehret heut zu Tag' —

Kunz.

Denn nur so Christ sein blank und pur,
Das geht uns wider die Natur.

Hermes.

Natürlich. Nun, da braucht es nichts,
Als vorzulegen, will's belieben,
Hier den Revers, den Angesichts
Ich des Senats hab' unterschrieben.
Wie meint ihr auch, daß mir geschah?
Das Mundwerk eurer Hekuba,
Das Konx om Pax, wie das so voll,
So mystisch von der Lippe quoll,
All das rief doch im Augenblick
Auch jene Zeiten mir zurück,
Als ich noch wirkte weit und breit
Durch Weisheit und Beredtsamkeit,
Und allgefeiert überdies
Der Hermes Trismegistos hieß!
Das neue mit dem alten Licht
Zu einigen, hielt ich für Pflicht,
Und höchst gemein, ich sag' es frei,
Dünkt' mich die Musterreiterei.
Der rechte Weg war leicht gefunden:
Ich hatte bald in Nebenstunden

Den alten ledernen Cicero
Romantisirt — das giebt sich so —
Und in der Aula defendirt mit Ruhm
Das christlichgermanische Heidenthum.

Hinz.

Was —

Kunz.

Heiden —

Hermes.

Ihr versteht mich nie!
Die christlichgermanische Philologie!
Mein Freund hier opponirte schwach;
Es ist gerade nicht sein Fach.
Nun fehlte nichts zur Professur
Der Eloquenz und alten Literatur,
Als meinen Namen da zu setzen.

Hinz.

Auf dieses Blatt?

Kunz.

Was soll der Fetzen?

Hinz.

Weis't her!

Kunz.

Das ist wohl gar Latein?

Hermes.

Germanisches; das muß so sein.

Indessen kann uns das nicht stören;
Ich übersetz' es euch —

Chorus.

Wir hören.

Hermes.

Ich glaub' an St. Luciferum
Und seinen Pferdefuß zumal,
Beschlagen immer um und um
Mit dauerhaftester Moral;
An sein Gehörn, zum Stoß bereit,
Und seines Schweifs Geschmeidigkeit.

Der Blocksberg ist das Fundament,
Darauf der wahre Glaube ruht,
Und wer den Teufel nicht bekennt,
Verläugnet Gott im Frevelmuth,
Hat nicht den rechten Christensinn,
Und weder hier noch dort Gewinn.

Ich glaub' daß Bileams Esel sprach,
Wie mancher, der den Kopf verliert,
Glaub' an die Schwalbe, die vom Dach
Tobiä in das Aug' hofirt,
Und an sein Hündlein, das naiv
Und wedelnd ihm entgegenlief.

Ich glaub' an Alrauns Wunderkraft,
Den Alp und manchen andern Druck,
Und das nur Eines Ruhe schafft
Vor schlimmerer Dämonen Spuk;
Ach, seit die Sonne stille steht,
Sich ruhelos die Erde dreht!

Ich glaub' von Kindes Beinen an
Die wundervolle Mährchenwelt,
Da mehr als Ein Octavian
Verstand und Sinn gefangen hält,
Daß aufsteig' in der alten Pracht
Die mondbeglänzte Zaubernacht.

Ich glaub' an stetes Rückwärtsgehn
Der großen Welt- und Zeitenuhr,
Und an die christlichen Ideen
In Scheiterhaufen und Tortur;
O glaubt, ich glaub' im neusten Styl,
Ich glaube ganz unglaublich viel,
Ich glaub' —

Hinz.

Still, horcht, auf der Straß' ist Spectakel!

Kunz.

Giebt's etwa wieder ein Mirakel?

Hermes.

Ich glaub' —

Hinz (am Fenster)

Wir glauben's schon! Schaut! schaut!
Nur festgehalten und zugehaut!

Hermes.

Ist das ein Rennen und Laufen!
Es strömt herbei zu ganzen Haufen!

Hinz.

Die Häscher sind's mit Spieß und Stangen;
Sie haben ihn wiederum eingefangen.

Hermes.

Wen denn? laßt sehn! Er ist's, auf Ehre!
's ist der Apoll von Belvedere!

Kellnerin.

Was haben sie auch dem hübschen Jungen
Die wüste Kutte aufgedrungen!

Hinz.

Drei Wochen sind's, daß er entsprungen —

Hermes.

Da lob' ich mir Frau Venus doch;
Die sitzt gewiß im Kloster noch!

Kunz.

Ich hab' dem Burschen nie getraut;
Hat immer so keck in die Welt geschaut.

Hinz.

Was Teufel, sie kommen an unser Haus —

Kunz.

Sie dringen ein —

Hermes.

Jetzt ist es aus!
Hilf uns moderner Unverstand!

Prometheus.

Antike Fäuste sind auch zur Hand!
Nur her! ich drücke sie zu Brei,
Und mein Apoll wird wieder frei!

Trinklieder.

1.

Es labten sich am goldnen Naß
Bekränzt einst die Hellenen;
Auf Bärenfellen sah man baß
Sich die Germanen dehnen;
Der Ritter schlug, zecht' er im Chor,
Ein eisernes Visir empor:
Zu gleichem Zweck sind wir auch hier;
Doch viel solider trinken wir.

Die blonde Chloe trat herein,
Die Leier in der Hand;
Der Barde brüllte durch den Hain:
Freiheit und Vaterland!
Der Ritter, wenn er sang und sprach, —
Ein jedes Wort eine Lanze brach:
Zu gleichem Zweck sind wir auch hier;
Doch viel solider trinken wir.

So setzen wir uns denn zurecht
Nach allerneustem Brauch!
Herr Kellner, einen Stiefelknecht,
Und die Pantoffeln auch!
Der Schlafrock, wißt ihr, geht herum,
An mir ist das Präsidium.
Nun noch die Pfeife mir gestopft!
Doch erst fein sauber ausgeklopft!

Und das hier ist mein Ehrenglas;
Was Ritter und Hellene!
Es lebe dies, und lebe das,
Und dieser auch und jene!
Und steigt der Wein uns in den Kopf,
So gilt es nur den alten Zopf!
Den Zopf, den Zopf, er lebe hoch!
Wir bringen's auch zum Zopfe noch.

Und Vaterland und Bärenfell!
Vergebt mir, daß ich gähne,
Und mich ein weniges zur Stell'
In meinem Sessel dehne.
Wie lieblich schlürft sich Glas auf Glas,
Und singt sich dies, und singt sich das!
Und Morgen, Freundchen, über's Jahr
Wird unser Amtmann Jubilar!

2.

Eh' wir genießen, was der Wirth
Uns heut' bescheeret hat,
Hab' ich die Ehre, meine Herrn: —
Der Herr Regierungsrath.

Sie denken nämlich auch, wie wir,
Den Morgen, der nun tagt,
Einmüthiglich zu feiern hier,
Wie das Programm besagt.

Doch, daß ich dem Herrn Rathe doch
Auch seine Nachbarn nenn'. —
Dies hier der Herr von So und So,
Und hier der Herr N. N.

Und was man vor uns aufgestellt,
Herr Rath, in langen Reih'n,
Wenn uns der Wirth nicht wieder prellt,
So ist's Champagnerwein.

Doch nun die Drähte abgehaun!
Herr Rath, das war ein Knall!
Das fuhr hinauf, und fuhr hinab;
Das nennt man Knall und Fall.

Und nun das ein'ge Deutschland hoch!
Ja, Deutschland, einig, frei!
Das klingt und klirrt — nun, dacht' ich's doch!
Da sprang mein Glas entzwei.

Das machte der Regierungsrath
Und die Begeisterung.
Wo diese zwei beisammen sind,
Giebt's richtig einen Sprung.

3.

Wer wandelt dort die Straße her
So steif und lang gestreckt,
Die Stirne von Gedanken schwer,
Doch hoch empor gereckt?
Wie feierlich ist Schritt für Schritt,
Und wohlerwogen jeder Tritt!

Chor.

O jemine, o jemine!
Der lange Peter von Itzehö!

Die Hüte fliegen hier und dort,
Und Alles weicht zurück,
Wie glücklich, wem er gönnt das Wort,
Den gnadenvollen Blick!
Und wenn er in ein Haus tritt ein —
Aus allen Winkeln hört man schrei'n:

Chor.

O jemine, o jemine!
Der lange Peter aus Itzehö!

Und gestern ritt er dort zur Zier
Den Pegasus daher;
Doch wie er spornt das arme Thier,
Das ist so steif wie er;
Und was er heute dedicirt,
War gestern in der Angst hofirt.

Chor.

O jemine, o jemine!
Der lange Peter aus Itzehö!

Ha seht, nun beugt er dort um's Eck!
Wie langsam er sich dreht!
Ja, edel ist auch dann sein Zweck,
Wenn er spazieren geht;
Und wenn er sich die Stirne wischt,
Fühlt sich die halbe Welt erfrischt.

Chor.

O jemine, o jemine!
Der lange Peter aus Itzehö!

Er weiß, auf seinen Schultern ruht
Der königliche Thron,
Und unter dem patenten Hut
Die Constitution,
Und Völkerruhe, Fürstenglück
In seinen Taschen Stück für Stück.

Chor.

O jemine, o jemine!
Der lange Peter aus Itzehö!

Drum überall, an jedem Ort
Da ist auch Er zur Hand,
Als Vaterlandes Schirm und Hort
Und Allerweltsverstand.
Kein Trunk im Herbst, kein Spiel im Mai,
Der lange Peter ist dabei.

Chor.

O jemine, o jemine!
Der lange Peter aus Itzehö!

Und ach, sein Rücken, helf uns Gott,
Ist kugelfest gefeit,
Kein Witz verwundet ihn, kein Spott,
Er kennet seine Zeit;
Und wenn ihr ihm die Thüre weist,
Er kehrt zurück wie Banquo's Geist.

Chor.

O jemine, o jemine!
Der lange Peter aus Itzehö!

Und während ich dies Liedlein sang,
Blickt' ich einmal zurück. —
Weh mir! da stand er groß und lang
Mir grade am Genick!
Doch lächelt' er in Ruh' und Fried'
Und schlug den Tact zu meinem Lied. —

Chor.

O jemine, o jemine!
Der lange Peter von Itzehö!

Der Leichenbitter.

Im raschen, leisen Leichenbitterschritt,
Am Hut den schwarzen Schwalbenschweif,
Ein feines Herrchen zu uns tritt
Und neigt sich elegant und steif,
Im Namen aller Nächstverwandten
Zu melden Freunden und Bekannten,
Daß gestern Abend alldahier
Der Herr Verstand als guter Christ
Sanft in dem Herrn entschlafen ist.
„Um stilles Beileid bitten wir.“

Im raschen, leisen Leichenbitterschritt,
Am Hut den schwarzen Schwalbenschweif,
Das Herrchen wieder zu uns tritt
Und neigt sich elegant und steif,
Im Namen aller Nächstverwandten,
Zu melden Freunden und Bekannten,
Daß heut gestorben alldahier
In Folge von Obstruction
Die Freifrau Constitution.
„Um stilles Beileid bitten wir.“

Und so mit leisem Leichenbitterschritt,
Das Herrchen kommt an jedem Tag,
Gebückt und freundlich zu uns tritt
Und meldet einen neuen Schlag,
Daß auch die Tänzerin Lisette
Gestorben ist im Wochenbette,
Und daß der erste Leibhatschier,
Der Stolz des Landes, der Koloß,
Sein thatenreiches Leben schloß.
„Um stilles Beileid bitten wir.“

Und also eilt's mit Leichenbitterschritt,
Von einem bis zum andern Thor;
In jedes Haus das Herrchen tritt,
Am Hut den langen Trauerflor,
Im Namen aller Nächstverwandten
Zu melden Freunden und Bekannten — —
Doch mit dem ersten Leibhatschier
Das war zu weit getrieben doch;
Die Polizei steckt ihn i'ns Loch.
„Um stilles Beileid bitten wir!“

Erwin von Steinbach.

Es hat der güt'ge Gott gewollt,
Daß je nach hundert Jahren
Zu meinem Münsterbau ich sollt'
Vom Himmel niederfahren,

Und sollt' ihn auf und niedergehn,
Mit eignem Aug' betrachten,
Was sie derweilen ließen stehn,
Und was sie Neues machten.

In's Schiff tret' ich bedächtig ein,
Und sieh, mit einem Rocke
Hat man gezieret das Gestein
Vom Scheitel bis zur Socke.

Der hat nun Farben mancherlei
Trotz meiner Fensterrose,
Von Josephs Rock ein Conterfei
Im ersten Buche Mose.

Mich dünket, Ernst und graues Haar
Sind Ehrenschmuck der Alten;
Doch mögen sie's vollenden gar;
Es wird nicht lange halten.

Euch aber, die einfältiglich
Und treu, wie ich's gemeinet,
Mit Winkelmaaß und Meißel sich
Um meinen Bau vereinet,

Mag nun ein ernstes Herzenswort
Des Dankes wohl geziemen
Für jedes Bild am rechten Ort,
Für jedes Blatt am Riemen!

Und ihr da oben hoch zu Pferd,
Laßt euch mit Ehrerbieten,
Chlodwig und König Dagobert,
Den Gruß des Friedens bieten!

Dort stellt sich auch der Rudolph dar,
Recht meine Herzenswonne!
O edler Aar, o deutscher Aar,
Und fleugst du noch zur Sonne?

Ein vierter Platz blieb lange leer,
Gar klüglich abgerahmet;
Nun stellten sie den Ludwig her
Der Vierzehnte benamet.

Ich hatt' 'nen Andern wohl im Sinn,
Der etwa kommen möchte,
Und nicht um schnöden Ruhms Gewinn
Mit fremden Armen föchte;

Doch hat's der Himmel so gewollt,
Mag der auch stehen bleiben,
Und helf' ihm denn sein Flittergold
Die lange Zeit vertreiben!

Und nimmer soll es mich gereun,
Daß dort ich auf den Spitzen
Wohl in der Mitte seiner Leu'n
Den Salomo ließ sitzen.

Was er mit Weisheit und Bedacht
Vollführet und ersonnen,
Es wurde festiglich vollbracht
In Gott, wie es begonnen.

So werde, daß er fest besteh',
Ein jeder Bau zum Tempel!
Doch mancher Bauherr war von je
Sich selber nur Exempel.

Und Bürgersmann auch und Gesell',
Die Nahen und die Fernen,
Sie wollen bau'n wohl viel und schnell,
Doch ohne bau'n zu lernen.

Mit Ziegeln, langsam gar gebrannt,
Mit Quadern, klug behauen; —
Doch läßt sich nicht zum Fortbestand
Mit Pflastersteinen bauen.

O großer Weltenbauverein,
O all ihr guten Geister!
Gesellen müssen Viele sein
Doch Einer nur der Meister.

Ein Meister, sag' ich, muß es sein;
Ihr wisset, wie ich's meine,
Und der auch die Gesellen sein
Nicht hält für Pflastersteine. —

Seht, also baute Zell' an Zell'
Die nimmermüde Biene,
Und fügte Bild und Fußgestell
Mein Töchterlein Sabine.

Und freudig hob sich jede Brust,
Betrat ich meine Hütte;
Ein offnes Aug' war meine Lust
Und derbe deutsche Sitte.

Und wenn man dann den Umtrunk hielt
In später Feierstunde,
Da wurde wacker aufgespielt,
Da klang's von Mund zu Munde.

Da gab es auch manch ernstes Wort,
Da ward in unsrem Sinne
Gebaut, gebaut in Einem fort
Bis an des Himmels Zinne,

Und ward ein Tempel aufgeführt,
Der Alles überdauert,
Den nie des Himmels Blitz berührt,
Der Regen nicht umschauert.

Da dünkte mich mein Münster klein,
So weit er auch mag schauen,
Und dünkte mich nur Holz und Stein,
Was ich zum Bild behauen.

Phaethon.

Das Morgenthor ist aufgesprungen;
Dort kommt der Sonnenwagen schon!
So ist's ihm endlich doch gelungen!
Die Zügel führet Phaethon.
Mit zuversichtlichem Behagen
Sitzt er in seinem Gallawagen,
Und in der Rechten, sanft geballt,
Die elegante Peitsche knallt.

Im Morgenwind die Mähnen fliegen,
Wie Donner hallt der Rosse Schritt,
Und hinten ist noch aufgestiegen
Und schwebet auf des Wagens Tritt
Ein galonirter Kammerdiener,
Und neben ihm ein Kapuziner;
Durch altes Recht der eine hier,
Der andre blinder Passagier.

Doch auch er selbst hat längst erwogen,
Daß nicht mehr darf geleuchtet sein
Der Welt so über Bausch und Bogen
Und blindlings in den Tag hinein;
Er hat gehört von einem Posa,
Und denkt zu leuchten nun sub rosa,
So ganz im Stillen hie und da
Im charitatis camera.

Drum kaum, daß er gewann das Weite,
Prüft er sein neues Kutscherthum,
Und zucket links und lenkt bei Seite,
Und will um einen Berg herum
Sich ganz im Stillen weiterdrücken,
Mit seinem Licht der Welt im Rücken.
Da bleibt's den Rossen nicht verhehlt,
Daß der gewohnte Lenker fehlt.

Es fährt Ein Geist in alle Viere,
Sie bäumen sich, sie setzen an,
Es jagt hinan die edlen Thiere,
Hinan die alte Sonnenbahn.
Vergebens, daß er ruft und knallt,
Vom Donnerhufe überhallt;
Sie reißen fort des Wagens Sitz,
Rasch wie der gluthbeschwingte Blitz.

Sie stürmen fort, fort aus dem Gleise,
Und rasen auf und rasen ab;
Da hebt der Pol sich aus dem Eise,
Zu Asche brennt der Jakobsstab,
Die Wage schmilzt, und hin und wieder
Fällt sie in heißen Tropfen nieder,
Und all der Flammen Sturmeswehn
Zwingt selbst den Krebs, voranzugehn.

Längst flog herab der Kammerdiener,
Und wie ein Schuppenphänomen
Hat man vom Pater Kapuziner
Auch nur die Kutte noch gesehn.
Vom Dritten wird nicht gern gesprochen;
Er hat vielleicht den Hals gebrochen; —
Doch die sonst nur im Lichte stand,
Die Welt steht nun im hellen Brand.

Frage.

Der Gott bin ich! so galt's in Rom,
Und schwindelnd über dem Altare
Hebt himmelan Sanct Peters Dom
In seiner Kuppel die Tiare,
Indeß das Gold im Kasten springt
Und Höll' und Himmel euch bezwingt.
Sie werden es gar leichtlich missen:
Die Weltgeschichte ihr Gericht,
Des Menschen Seele das Gewissen,
Der Geist den Gott im eignen Licht.

Und während ein das Gold man streicht,
Ein Mönchlein, krank und abgebleicht,
Im Augustinerkloster sitzt,
Und langsam seine Feder spitzt.

Der Staat bin ich! war auch ein Wort;
Das hieß: der Herr und die Maitresse,
Und blieb es, und ob fort und fort
In's tiefste Mark das Gift sich fresse.
Bald auf dem längstentweihten Throne
Wankt auch des Wohlgesinnten Krone,
Und bald, da hört man zum Entsetzen
Ein neues, nie vernommnes Wort,
Und bald, da siehet man sie wetzen
Das Beil zu ihres Herren Mord.

Indessen sitzt ein Knabe da,
Vertiefet in die Algebra,
Der unverwandten Auges sieht,
Ob er den Kalkül richtig zieht.

Seht ihr an unsres Himmels Vesten
Im Ost das blut'ge Morgenroth?
Und während blutig auch im Westen
Die Sonne zu versinken droht,
Steht hier noch das Gespenst des Alten,
Will dort ein Neues sich entfalten;
Mit schmerzlich tastendem Gefühle
Sucht es Gestalt, es sucht das Wort;
Doch schweigend ruht Gewitterschwüle
Auf allen Geistern fort und fort.

Ob wohl auch jetzt wo Einer sitzt,
Der langsam seine Federn spitzt?
Wie? oder ist ein Andrer da,
Vertieft noch in die Algebra?

Der Musikant.

Ich bin ein alter Musikant,
Wie keiner mehr im deutschen Land.
Ich hab' gespielt die Flöte
In Geßner's Abendröthe,
Und mit dem Jauchzen und Gejohl
Der Bauern um die Wette,
Zum Tanze um die Linde wohl,
Die muntre Clarinette.

Und vor gar langer, langer Zeit
Ward auch zu ernstem Männerstreit
Und wilden Festgelagen
Die Harfe angeschlagen.
Und später ließ ich dann und wann
Die Bergmannscither klingen,
Und mußten mir die Weise dann
Vom alten Rothbart singen.

Oft spielt' ich auf der Geige auch
Und sprach, nach alter Meister Brauch,
Von all der Lust, den Schmerzen
Im armen Menschenherzen,
Und was an's Herz des Herzens sich
Vertraulich sucht zu schmiegen,
Und ohne meines Bogens Strich
Für ewig blieb' verschwiegen.

Dann schlug ich auf die Orgel stark
Mit diesen Fäusten voller Mark,
Daß Grund und Kuppel dröhnen
Vom allgewalt'gen Tönen,
Daß aller Satansbrut zum Spott
Die Geister auf sich raffen:
„Ein' feste Burg ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen."

Und als die Völkerschlacht man schlug,
War ich's, der die Trompete trug
Zu sturmgeschwellter Lunge,
Die feur'ge Doppelzunge.
Und nirgend blieb ich je allein,
Wenn ich begann zu schmettern,
Von allen Seiten fiel es ein
Mit Blitz und Donnerwettern.

Das ist nun Alles abgelebt,
Am Nagel die Trompete schwebt,
Was sonst noch möchte frommen,
Das hat man mir genommen.
Nun darf ich in den Bart hinein
Nur noch ein wenig brummen,
Und wie ein Maienkäferlein
In meinem Garten summen.

Doch will mir das behagen schlecht.
Das ist nicht Musikantenrecht;
Die fürchterliche Stille,
Sie lähmet Lust und Wille.
Da muß ich umgehn immerdar
Und horchen stets und lauschen,
Ob nicht vielleicht im Walde gar
Ein Blatt beginnt zu rauschen.

Dann wird es oft so seltsam mir,
Und unter meinen Füßen hier
Hör' ich es leise knistern
Und mit einander flüstern.
Und Nachts, da will's zu mir herein,
Da kommt es an mein Fenster,
In leisen, langgezognen Reih'n
Die Töne als Gespenster.

Doch bald, wer weiß, da kommt ein Tag,
Da bricht ein ernster Glockenschlag
Mit schaurigem Gesause
Die ewiglange Pause.
Dann regt noch Ein Mal sich mit Macht
Die Musikantenlaune,
Dann blase ich zur letzten Schlacht
Die Weltgerichtsposaune.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Feuerbach, Anselm, 1798-1851 / Feuerbach, Henriette, 1812-1892 / Hettner, Hermann, 1821-1882

Nachgelassene Schriften

Bd.: 1

Braunschweig 1853

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 1696 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11259720-7